UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Hebbel-Forschungen

herausgegeben von

R. M. Werner † und W. Bloch-Wunschmann

Nr. VIII

Die Frauen rings um Friedrich Hebbel

Neue Materialien zu ihrer Erkenntnis

Mit einem Anhang: Aus Hebbels Freundeskreis

von

Albrecht Janssen

Berlin-Leipzig
B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen)
1919

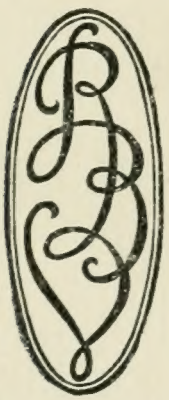
H443
.Y5

Die Frauen rings um Friedrich Hebbel

Neue Materialien zu ihrer Erkenntnis
Mit einem Anhang: Aus Hebbels Freundeskreis

Von

Albrecht Janssen



188720
4|4|24

Berlin-Leipzig
B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen)
1919

Germany

Heinrich Röhr

zu eigen.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung des Herausgebers	IX
Vorwort des Verfaſſers	XI
Frauen der Kinderjahre	1
Amalie Schoppe	19
Eliſe Lenſing	53
Chriſtine Hebbel	86
Anhang: Aus Hebbels Freundeskreis	98
Anmerkungen	115
Regiſter	137

Vorbemerkung des Herausgebers.

Nicht ohne Bedenken habe ich mich entschlossen, die nachfolgende Arbeit des Herrn Jansen in die Hebbelforschungen aufzunehmen, deren Herausgabe nach dem Tode meines Freundes R. M. Werner mir allein zufiel, und deren Fortführung in dem gleichen Sinne, in dem wir sie gemeinsam geplant und herausgegeben haben, mir am Herzen liegt.

Ich kann mich mit einem Teil der Ausführungen Jansens nicht einverstanden erklären. Ich bin vor allen Dingen der Überzeugung, daß Jansens Beweisführung: nicht der Maurer Hebbel, sondern der Pastor Volckmar sei der wirkliche Vater Friedrich Hebbels gewesen, nicht zwingend ist.

Es muß noch überzeugenderes Material herbeigeschafft werden, ehe man den Glauben aufgeben muß, daß das Genie Friedrich Hebbel nicht das Kind des Wesselburener Maurers war. Da jedoch diese wichtige und interessante Frage einmal angeschnitten ist und nach glaubwürdigen Versicherungen auch Bamberg, der intime Freund und Kenner Friedrich Hebbels, von einer Vaterschaft des Pastors Volckmar gesprochen haben soll, so halte ich mich für verpflichtet, im Rahmen der Hebbelforschungen das Material zur Klärung der Fragen zu unterbreiten.

Das Bestreben Jansens, den Frauen, die für Hebbel eine entscheidende Rolle gespielt haben, durch Beschaffung von neuem Material einen höheren Glanz zu verleihen, als dieselben im Spiegel Friedrich Hebbels allein genossen haben, erscheint mir vollberechtigt.

Das reichere Licht, das nun auf die Schicksale der Amalie Schoppe fällt, die wesentlichen Korrekturen, vor allem auch der Schicksale der Elise Lensing, die zum Teil neuen Mitteilungen über Christine Hebbel werden zur gerechteren Würdigung der Bedeutung dieser Frauen beitragen. Mit dem Tenor der Jansſenschen Ausführungen über Elise kann ich mich allerdings nicht immer einverstanden erklären. Ich halte mit vielen Hebbelfreunden an dem Standpunkt fest, daß Ausnahmemenschen auch unter Ausnahmegesetzen stehen, daß die Pflicht des Genies der Welt gegenüber eine höhere ist, als dem Individuum gegenüber, und daß, wie immer das Schicksal der Elise Lensing sich gestaltet hat, ihr Leben von einem inneren Reichtum und inneren Gehalt durch ihr Verhältnis zu Hebbel erfüllt worden ist, die mit den Schmerzen der späteren Jahre nicht zu schwer aufgewogen sind! Ihr Schicksal, das ohne Hebbel im philiströsen Alltag verkümmert wäre, ist durch ihn zur tragischen Größe gesteigert, zu einem Stücke Menschheitsgeschichte geworden. Ehre und Dank sei ihr für das, was sie dem Dichter geopfert hat, aber ihren Lohn hat sie dafür empfangen.

Wenn ich aber auch Jansſens Gesamtauffassung widersprechen muß, so muß ich doch anerkennen, daß er uns durch eine große Reihe von unbekannten Einzelangaben bereichert und darum verdient, gehört zu werden.

So bitte ich das Buch aufzufassen, als das, was es auch nach des Verfassers Absichten sein soll: als neue wichtige Materialien zur Erkenntnis der Frauen um Hebbel, die der öffentlichen Diskussion zu entziehen, ich mich nicht für berechtigt hielt.

Berlin, im Juni 1914.

Walther Bloch-Wunschmann.

Vorwort.

Es war keineswegs meine Absicht, in dem vorliegenden Buche abgerundete Biographien der Frauen rings um Friedrich Hebbel zu geben, sondern die auf Grund der Quellen geschriebenen Lebensbilder von Emil Kuh und Richard Maria Werner zu berichtigen und zu ergänzen. Das schließt aber nicht aus, daß ich Irrtümer, die auch noch neueren Forschern untergelaufen sind, richtigzustellen versucht habe. Wir betrachten heute durchschnittlich alle Frauen um Hebbel mit den Augen, mit denen Emil Kuh sie einst sah. Er hat uns ein herrliches, nie veraltendes Buch geschrieben, aber seinem Dichter zuliebe die andern verkleinert, nur um seinen Helden desto größer erscheinen zu lassen. Werner hat sich mit weit mehr Liebe der Nebenpersonen angenommen, ihre Schicksale auch in anerkennenswerter Weise bis nach dem Tode des Dichters fortgeführt; aber sein Raum und Material beschränkten ihn zu sehr. Wenn ich hin und wieder eine bekannte Tatsache mit übernommen habe, so geschah es nur, um meine Darstellung abzurunden und lesbarer zu machen.

Mit ganz besonderer Liebe habe ich mich zweier Frauen angenommen: Amalie Schoppes und Elise Lensings. Ich habe in ihrem Verhältnis zu Hebbel nach Möglichkeit positives Material sprechen lassen und mich der Reflexion enthalten. Der Mensch Hebbel hat durch meine Forschungen etwas an Nimbus eingebüßt — es geschah nicht in der bewußten Absicht, ihn verkleinern zu wollen —, der Dichter bleibt ewig der hohe, un-

sterbliche. Mensch und Dichter sind eben auch bei Hebbel kein „Kunstwerk", wenn auch viele Fäden beide verbinden.

Ich habe mich in meiner ganzen Darstellung nur vom Grundsatz der Wahrhaftigkeit leiten lassen und verhehle mir keineswegs, daß die Ergebnisse meiner Untersuchung auf Widerspruch stoßen werden, ja, vielleicht bei der Hypothese über Hebbels Abstammung auf leidenschaftlichen. Es ist nicht unmöglich, daß man mir entgegenhalten wird, es wäre diese Erörterung eine Besudelung des Bildes der Mutter Hebbels, eine Entweihung ihres Andenkens. Jetzt, nachdem alle tot sind, darf man nach meiner Meinung ein solches Thema wohl objektiv diskutieren, ein Thema, das nicht nur Reiz und Interesse für den Literaturfreund, sondern auch für den Naturwissenschaftler hat. Manche werden meine Hypothese, wie überhaupt die Ergebnisse der Vererbungstheorie, bekämpfen. Darüber bin ich mir völlig im klaren. Fast jede wissenschaftliche Frage hat Anhänger und Gegner. Wenn ich aber mein Material ruhig der Öffentlichkeit unterbreite, so geschieht es, um eine weitere Untersuchung anzuregen, für die ich auch noch heute arbeite. Andern und mir schienen die Tatsachen so wichtig zu sein, daß sich eine Veröffentlichung wohl rechtfertigen ließe.

In den Anmerkungen habe ich viele kleine Resultate meiner Forschung niedergelegt, die gewiß an sich betrachtet, weniger wertvoll erscheinen, für eine systematische wissenschaftliche Erschließung von Hebbels Werken aber durchaus notwendig sind. Manches Detail verdankt auch seiner Interessantheit die Aufnahme.

Alle zitierten Briefe, Dokumente, Aufzeichnungen usw. befinden sich — soweit nicht anders bemerkt — in meinem Besitze.

Zum Schluß möchte ich mich noch der angenehmen Aufgabe entledigen und denen meinen verbindlichsten Dank aussprechen, die mich in irgendeiner Weise bei meiner Arbeit unterstützt haben, den Herren: Gustav Frenssen-Blankenese, Willers Jessen-Eckernförde, F. Möllmann-Lenzen, Mühlen-

hardt-Neuenkirchen (Dithmarschen), Möhring-Wesselburen, Dr. Alfred Schaer-Zug (Schweiz), Stelle-Lenzen und Johann Voß-Bergedorf.

Ganz besonders verpflichtet fühle ich mich Herrn Hugo Schlömer-Hamburg, der mir reichliches Material zur Verfügung gestellt hat. Er hat im Dienste der Hebbel-Propaganda viel geleistet und war nicht nur längere Zeit im Hause der Frau Christine Hebbel, sondern auch in Genua Bambergs Mitarbeiter und hat schon vor mir manchem andern Forscher wertvolle Aufschlüsse geben können.

Hamburg, im Mai 1914.

Albrecht Jansen.

Berichtigung und Ergänzung.

Infolge eines bedauerlichen Versehens, das aber der Krieg hinreichend entschuldigt, wolle man folgende Verbesserungen bezw. Eintragungen vornehmen:

Seite 6, Zeile 1, muß es statt nur nun heißen.
„ 7, „ 25, muß hinter Seite die Ziffer 107 eingefügt werden.
„ 22, „ 29, „ „ „ „ „ 36, 37 „ „
„ 26, „ 18, setze man hinter das Wort „Gegend" die kleine Anmerkungsziffer 13. (Übrigens sind auf dieser Seite, ohne inhaltlich störend zu wirken, die Anmerkungsziffern miteinander vertauscht.)
Seite 59, Zeile 24, setze man statt „der" „dir".
„ 61, „ 7, muß hinter S. die Ziffer 65 eingefügt werden.

Zu dem auf Seite 11 erwähnten Briefe ist folgendes nachzutragen:

Nach Drucklegung des Buches gelangte ich noch in den Besitz eines Briefes, den Schlömer am 28. 8. 1882 von Wesselburen aus an Generalkonsul Bamberg in Genua sandte. Hier wird ausdrücklich erwähnt, daß Bamberg Schlömer mit Nachforschungen nach Pastor Volckmar beauftragt hat und ihm wird bestätigt, daß jenes „Gerücht" stets in Wesselburen bekannt gewesen ist.

Ich führe hier die betr. Stellen wörtlich an: „ . . . Im Uebrigen, geehrter Herr Generalconsul, denke ich stets an die werthen Aufträge, womit Sie mich gütigst beehrten . . ."

Es folgen dann Auszüge aus dem Kirchenbuche über Hebbels Eltern und zuletzt über Volckmar. (Hier nur nackte Daten über das Jahr der Wahl und den Todestag.) Und dann heißt es weiter: „ . . . Alle Leute, die im 60.—70. Lebensjahre stehen, so auch Herr Kahlcke, können das bewußte Gerücht als stets vorhanden gewesen bezeichnen! . . ."*)

*) Beide Stellen sind im Original nicht besonders hervorgehoben. — Kahlcke war damals Mitglied des Komitees für ein Hebbeldenkmal in Wesselburen.

Frauen der Kinderjahre.

Als der junge Hebbel Dithmarschen verließ, war er eigentlich ein Fertiger. In Rückblick auf seine Jugend schreibt er 1852 selber: „Ich habe seit meinem 22sten Jahre, wo ich den gelehrten Weg einschlug und alle bis dahin versäumten Stationen nachholte, nicht eine einzige wirklich neue Idee gewonnen; alles, was ich schon mehr oder weniger dunkel ahnte, ist in mir nur weiter entwickelt und links und rechts bestätigt oder bestritten worden." Darum hat die Hebbelforschung der letzten Jahre auch ganz recht, wenn sie sich dem jungen Hebbel zuwandte und im Hebbel der Fremde stets dem Wesselburener nachspürte. Soviel man aber auch zutage förderte, eine Frage ist noch immer unbeantwortet geblieben, die Frage, die sich jedem Unbefangenen unwillkürlich aufdrängt: Wie kam ein solches Licht aus solch armseliger Hütte? Oder: Wie konnte ein junger Mann in solchen Verhältnissen, einsam und abgeschnitten vom großen Pulsschlag des geistigen Lebens, solche Werke schaffen? Man hat zu antworten versucht, aber ohne jeden Erfolg. Noch immer steht Friedrich Hebbel vor uns als ein unerklärliches Phänomen, das weit aus dem sonst so gesetzmäßigen Kreise der Entwicklung hervorspringt. Aber unsere moderne Zeit, durchtränkt von den Ideen der Naturwissenschaft, begnügt sich nicht mit dem bloßen Dasein der Dinge, sondern spürt überall mit großem Erfolg den kausalen Zusammenhängen nach. Die Theorien von der Vererbung, von der Einwirkung des Milieus haben auch in der Literaturgeschichte Fuß gefaßt, ja, sind von mancher Seite ins Paradoxe übertrieben worden, so daß man

jedem Tropfen fremden, besonders semitischen Blutes bis zu den Urahnen hin nachgeht. Wenn auch solche Art zum allermindesten übertrieben ist, so gehört doch die naturwissenschaftliche Forschungsmethode unter gewissen Bedingungen in die Literatur hinein.

Die landschaftliche Abstammung tritt in Hebbels Person wohl zutage, weniger in seiner Produktion, der nicht, wie beispielsweise bei Frenssen und Groth, der Geruch der Heimatscholle anhaftet. In Hebbel kam überhaupt keine Bauernkultur zum Vorschein. Er war auch nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein nicht minder großer Denker und überhaupt in jeder Weise hervorragend begabt. Auffallend früh zeigte sich bei dem Knaben ein fein entwickelter ästhetischer Sinn, so daß er häßliche Leute nicht sehen konnte und Wörter wie „Rippe" aus der Fibel kratzte. Und das war in einem Alter, wo, wie moderne psychologische Forschungen beweisen, Kinder im Durchschnitt überhaupt noch nicht künstlerisch empfinden. Sein Zeichentalent, später nicht mehr gepflegt, muß ebenfalls weit über normal gewesen sein, sonst hätte Zeichenlehrer Harding sich wohl nicht mit ihm besonders beschäftigt. Direkt staunenerregend ist aber seine Gedächtniskraft. „Ein alter Kaufmann von hier, der früher zu Hebbels Zeiten Schreiber gewesen war, teilte mir eines Tages mit: Er sei mit einem vollbeschriebenen Foliobogen zu Hebbel gekommen und hätte nun Hebbel den Inhalt des umfassenden Schriftstücks, das auf vier Seiten beschrieben gewesen sei, einmal langsam durchgelesen und hätte nun der junge Schreiber ebenfalls den langen Schriftsatz einmal laut vorlesen müssen. Nachdem dieses nun geschehen, hätte Hebbel den Inhalt des Schreibens buchstäblich genau, frei aus dem Gedächtnis hersagen können." (Zusammengestellte Mitteilungen über Friedrich Hebbel von Kirchspielschreiber Möhring.)

Hatte nun Hebbel diese geistigen Kräfte von seinen Eltern geerbt? Der Vater bedeutet für den Sohn überhaupt nichts und wird wenig erwähnt. Es ist sehr fraglich,

ob er lesen und schreiben konnte. „Der Alte war nach den Versicherungen seiner Zeitgenossen nicht nur ohne geistige Begabung, auch ohne hervorragendes technisches Talent." (Kuh, S. 32.) Auch in der weit verzweigten Verwandtschaft war keiner, der seine Umgebung überragte. Geistig und materiell standen alle Hebbel auf einem sehr tiefen Niveau. Nicht nur Kuh bezeugt das, sondern in seinen Aufzeichnungen auch der schon erwähnte Möhring. Der verrückte Vetter Christian Hebbel aus Meldorf ist kein Gegenbeweis, wenn er auch Mutterwitz besaß und der Harlekin der Umgegend war. Wie es mit seiner wirklichen geistigen Höhe stand, ersehen wir aus einem Briefe Hebbels an ihn[1]).

Aber, hatte er es nicht vielleicht von der Mutter? Der Dichter, der wahrlich viel über sich selbst reflektiert hat, ist selber nicht der Überzeugung gewesen. Charaktereigenschaften hatte er von ihr geerbt, intellektuelle nicht. „Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben." (Tagebuch Bd. I, S. 270.) Werner schreibt S. 23 von ihr: „Sie scheint vor ihrer Verheiratung als Magd im evangelischen Pfarrhause bedienstet gewesen zu sein; vielleicht war ihr dort durch den ... Kompastor Friedrich Karl Adolf Volckmann[2]) wenigstens die Ahnung des Höheren aufgegangen, Achtung, freilich noch nicht Verständnis für die Geistesbildung." Schrieb Werner dies vielleicht nicht, um eine Erklärung, wenn auch nur ganz schwach, zu versuchen? Aber diese Angabe, die ja auch nicht als positive angegeben ist, stimmt leider nicht. Antje Schubart diente nicht beim Pastor, wenigstens nicht in den Jahren vor ihrer Verheiratung; denn eine Bemerkung des Kirchenbuches besagt, daß Hebbels Eltern

sich seit mehreren Jahren in Wöhrden aufgehalten, sich dort auch verlobt hätten und proklamiert (aufgeboten) worden wären. Kuh schreibt S. 33 über die Mutter: „Geistig kaum höher stehend als ihr Mann, hatte sie doch die Vorteile eines flüssigen Temperaments und ausgesprochener Güte. Eine kleine, kräftige, wohlgenährte Frau, trug sie die Last des Daseins mit jener Ergebung, welche den zutretenden Frohsinn nicht ausschließt."

Wir müssen aber mehr als bei jedem andern, ganz besonders bei Hebbel nach den Quellen seines geistigen Fundaments fragen, weil durch einen geregelten Studiengang fremde Kultur nicht in ihn eingeimpft worden ist. Er genoß nur einen guten Elementarunterricht und las einige Bücher[3]), die meisten davon auch erst dann, als er schon lange sein Genie in sich fühlte und erkannt hatte. In unserm Dichter kulminierte nicht nur eine, durch Generationen verfeinerte, völlig durchgeistigte Kultur, sondern es traten in ihm auch Charakterzüge zutage, die wohl teilweise Stammeseigenart, aber in einem solchen Milieu, wenn sie sich überhaupt zeigen, nicht lebensfähig sind. Der Dichter war nicht ein Kind, wie alle Kinder sind, wenn er auch Äpfel stahl und Prügeleien nicht aus dem Wege ging. Sein Jugendfreund Sohn, der neben ihm in der Schule saß, berichtet nach Möhrings Aufzeichnungen ganz besonders: „Snacken däh Chrischan meist garni un kann ick mi ok nie besinn, datt he mit uns Jungs späln däh. Chrischan leg ümmer alleen vör sick herum un gung väl na denn ohlen Karkhoff, wo he vör sick alleen weer. He kümmer sick mit een Wort nie väl um sien Schoolkameraden[4])." Übereinstimmend damit hat Maria Gammrath, eine alte Näherin, im gleichen Alter mit Hebbel, erzählt: „Hebbel sei in seinen Schuljahren vielfach in Feld und Flur, anscheinend zweck- und ziellos, einsam in den nahe belegenen Feldmarken umhergelaufen, um nicht mit Schulkameraden zusammen zu kommen." (Möhring a. a. O.)

Woher hatte denn nur der Sohn des Häuerlings den ungeheuren Stolz? Die ganzen elenden Lebensverhältnisse gaben doch wahrhaftig nicht dazu Anlaß, den Kopf so hoch zu tragen. Auch seine Eltern haben den Stolz nicht in ihm groß gezogen, vielmehr seine Äußerungen mit Worten und Schlägen unterdrückt. Und doch brach er immer wieder mit elementarer Gewalt durch; denn er hatte den Trieb ererbt, er fühlte sich unter Knechten nicht als Knecht, unter Proletariern nicht als Proletarier. Er glich Demetrius am Hofe des Woiwoden von Sendomir. In dem jungen Hebbel saß eine Herrennatur, die sich „Königslaunen" hingab. Charakteristisch dafür ist folgende Geschichte, die ich nach Möhrings Aufzeichnungen sogleich an den fraglichen Stellen vom Plattdeutschen in unsere Schriftsprache übertragen will. „Ein Rentner mit Namen Johann Hansen von hier, der im Jahre 1806 in Hedewigenkoog geboren und dort Landmann gewesen war, teilte mir vor etwa 35 Jahren das Folgende über Chrischan Hebbel mit: Ich ging an einem Sonntagnachmittag von Wesselburen nach Hedewigenkoog. Als ich nun so halbwegs zu Hause war, sah ich von fern, daß da jemand auf dem Fußweg saß und die Beine in den Graben niederbaumeln ließ. Es war wunderschönes Sommerwetter. Als ich nun näher kam, sah ich, daß dieser Mensch las. Erst, als ich ganz nahe war, bemerkte er mich, und ich sah, daß es des Kirchspielvogts Schreiber Chrischan Hebbel war, der so allein im Feld saß und las. Ich sagte: „Junge, Chrischan, du willst auch wohl Kirchspielvogt werden?" Da sagte er zu mir: „Johann, wenn ich nichts andres werden wollte als Kirchspielvogt, möchte ich lieber gar nicht geboren sein." Da dachte ich bei mir selber: „Der schnappt bald über" und ging weiter. —

Und schon in frühester Jugend, wo eigentlich jedes Kind ein Kind unter Kindern ist, es sei denn, daß äußere Einflüsse das Gegenteil bewirken, zeigte sich dieser Stolz. Der Junge, der in schweren Holzpantoffeln und mit wallendem Haar durch Wesselburen schritt,

und, wie schon bemerkt, die Gesellschaft seiner Kameraden mied, galt bei seinen Landsleuten für „übergeschnappt". Und dann der Drang in ihm, herauszukommen aus der Enge, der Glaube an sein Können! Eine kleine Geschichte wirft auch darauf ein interessantes Schlaglicht. „Von meinem Lehrer Peter Andreas Claußen ... wurde mir erzählt, daß er mit Hebbel stark befreundet gewesen sei und dieser ihn an manchen Sonntagen von Wesselburen nach ... Schülp hinaus begleitet habe. Eines Tages aber ... sei Hebbel plötzlich stille gestanden und habe pathetisch die Worte gesprochen: ‚Du büst arm, mien Fründ Claußen, un ick bünn arm, un keen Mensch deiht watt vör uns. Wie möt an uns sülben arbeiden, und denn warrt uns datt wull gelingen, datt wie wiederkahmt' [5])."

Seine Eltern und sein Bruder Johann besaßen gar nichts von diesem Stolz. Gerade der Bruder hat in seinem Leben gezeigt, daß er auch nichts weiter verdiente, als ein Proletarier niedrigster Ordnung zu sein. Johann Friedrich hat *nichts* für seinen Bruder gefühlt und umgekehrt. Ein seltsames Brüderpaar! *Auch äußerlich hat sich diese innere Ungleichheit an den Gesichtszügen kennbar gemacht.* Hebbel muß auch nicht seiner Mutter ähnlich gesehen haben. Wir besitzen allerdings kein Bild von ihr, aber nach den Schilderungen von Zeitgenossen war sie ganz anderer Natur und von ganz anderem Ansehen. Hebbel hat dies auch ausdrücklich in seiner „Kindheit" bezeugt. Hebbels Typus war überhaupt kein Bauerntypus. (Vgl. Groth und Albertis Schilderung! Kuh I S. 124 und bei mir S. ...)

Es ist schon immer aufgefallen, daß Hebbel neben dem fehlenden Familiensinn auch keinen Heimatsinn besaß. Niemals kehrte er als berühmter Mann zur Stätte seiner Jugend zurück. Und doch wäre es menschlich zu verstehen gewesen, ganz besonders auch bei unserm Dichter, der gerne ein wenig seine Person zur Geltung bringen mochte. Was trieb ihn, sein Vaterland zu meiden?

Höchſt eigenartig iſt auch ſtets ſeine Stellung innerhalb der Familie geweſen: vom Vater gehaßt, von der Mutter in Schutz genommen. Gewiß, einem ſolchen Familienbilde begegnen wir öfters, aber gerade bei Hebbel muß es uns nachdenklich ſtimmen. Welch furchtbares Urteil fällte der Sohn über den Vater! „Mein Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eiſernen Feſſeln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außer ſtande, trotz des Aufbietens aller ſeiner Kräfte und der ungemeſſenſten Anſtrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude.“ (Tageb. I, S. 280.) War er immer ein Sklave der Ehe geweſen, immer ein finſterer Mann? Wenn er auch Johann nicht gerade liebte, er behandelte ihn ganz anders als ſeinen Älteſten. „Als ſei Chriſtian Friedrich gar nicht ſein Sohn, verhielt ſich der Vater gegen ihn.“ (Werner S. 26.) Es iſt noch ſchlechter im Hauſe geweſen, als der Dichter es ſpäter ſchilderte. Er hat die Lichtſeiten verſtärkt und die Schattenſeiten mehr unbeachtet gelaſſen. Nicht nur er wurde geſchlagen, ſondern auch die Mutter. Und Klaus Friedrich Hebbel war ein religiöſer Mann, der ſogar beim Hemdwechſel ein „Das walte Gott!“ murmelte. Er iſt ſicherlich fleißig zur Kirche gegangen und muß doch wohl gemerkt haben, daß die Lehren Chriſti und ſeine Taten im ſchreienden Kontraſt ſtanden. Ob nicht gerade der ihm zum Bewußtſein kommende Widerſpruch ihn zum harten, finſtern Mann umwandelte? Jedenfalls muß dieſes in Betracht gezogen werden. — Daneben im ſeltſamen, direkt auffälligen Kontraſt die Mutter! Sie nimmt das älteſte Kind gegen alle Feindſeligkeiten des Vaters in Schutz und wehrt ſich wie eine Löwin dagegen, daß der Knabe ein Bauernknecht wird. Eigentlich war das doch etwas ganz Natürliches, beſonders da auch Hebbel ſelbſt betont, daß ſie ihn niemals verſtanden und höchſtens eine Ahnung ſeines inneren Weſens gehabt habe. Klaus Friedrich war ein Flickmaurer und mußte manchen Tag bei Bauern Feldarbeit leiſten; denn als Handwerker

fand er nur einen Teil des Jahres Beſchäftigung. Iſt es doch nicht wohl etwas anderes geweſen, das die Mutter trieb, wußte ſie mehr von dieſem ihren Lieblingskinde? Immer noch ſtarrt uns das Rätſel an.

Viele Dichter ſind aus dem Volk hervorgegangen, und keiner wundert ſich darüber; bei Friedrich Hebbel aber liegen die Verhältniſſe ganz anders, ſo daß man wohl berechtigt iſt zu fragen: Wie iſt es möglich, daß aus einem ſolchen Kreiſe leuchtend und funkenſprühend ein Großer hervorging? Iſt es nicht immer, wenn man ſich eingehend mit dem jungen Hebbel beſchäftigt, als wenn ein in Lumpen verkleideter Herrenſohn, ein Sproß eines alten, kulturell hochſtehenden Geſchlechts dahinſchreitet?

Und weil ſein Leben ſchon Anlaß gibt, ſo etwas zu ahnen, ja uns faſt zwingt, anzunehmen, daß Hebbel nicht der Sohn des Maurers war, ſo habe ich Mühe daran geſetzt, das Weſſelburener Gerücht auf reale Grundlagen zu unterſuchen. In Weſſelburen iſt man nämlich feſt davon überzeugt, daß Chriſtian Friedrich Hebbel der natürliche Sohn des Paſtors Volkmar geweſen iſt. Als jenes Gerücht zu meinen Ohren kam, da hatte es wohl von vornherein für mich etwas Beſtechliches, dann dachte ich aber wieder: „Es iſt nur Klatſch.“ Allein, die Sache reizte mich um ſo mehr, als ich erfahren habe, daß es von anderer Seite verſucht worden iſt, über die Perſon des Paſtors Klarheit zu gewinnen, aber mit negativem Erfolge. Ich bin glücklicher geweſen und unterbreite mein Material der Öffentlichkeit, unbekümmert um ſpätere Angriffe und wohl wiſſend, daß es die aufgeſtellte Hypotheſe von Hebbels Herkunft nicht zwingend durchdrücken kann. Daran iſt nicht zu zweifeln: Hebbel iſt „ſtandesamtlich“ der Sohn ſeines Vaters, aber das ſagt ja noch lange nicht, daß er es in Wirklichkeit geweſen iſt. Im nachſtehenden möchte ich zunächſt ein Schriftſtück im Wortlaut veröffentlichen, das von höchſter Wichtigkeit iſt. In-

haltlich ist es mir voll und ganz von anderer, mit den damaligen Verhältnissen ebenfalls wohl vertrauter, durchaus ehrenhafter und wahrheitsliebender Seite bestätigt worden.

„Meine Großmutter, die verstorbene Frau Dr. Sophie Schlömer geb. Petersſen in Wesselburen, erzählte mir schon im Jahre 1869, daß der früher in Wesselburen gewesene Pastor Volckmann, der als letzter (dritter) Prediger im großelterlichen Hause gewohnt hatte, Friedrich Hebbels natürlicher Vater gewesen sei. Meine Großeltern sind 1820 nach Wesselburen gekommen, mein Großvater war Kirchspiels- und Armenarzt und hat als solcher Hebbels Mutter, die ab und zu im großelterlichen Hause Dienste leistete, in ihrer Krankheit, und auch in der letzten, behandelt. Dieses Gerücht über Hebbels Abstammung von Volckmann ist, wie ich später erfahren habe, schon zu des Dichters Jugendzeit in Wesselburen überall verbreitet gewesen. Ich habe damals das Gerücht nicht weiter beachtet, weil Hebbel in Wesselburen gar nicht mehr bekannt war. Selbst von dem Liede, das wir in der Schule bei Rektor Krohn sangen, „Die Mutter lag im Totenschrein", wußten wir nicht, daß Hebbel der Autor war. Erst nachdem ich in Wien gewesen war und dorten durch Frau Hebbel des Dichters Werke kennen lernte, habe ich nach meiner Rückkehr nach Wesselburen unter vielen Widerwärtigkeiten Propaganda für den Dichter gemacht. Es bildete sich Januar 1882 auf meine Veranlassung ein Denkmalskomitee. Dieses war dem in Genua lebenden Freunde Hebbels, Dr. Felix Bamberg, Generalconsul des Deutschen Reiches, zur Kenntnis gekommen, der in dieser Veranlassung an Kirchspielvogt Ottens schrieb, seine Unterstützung des Unternehmens und seinen Besuch in Wesselburen zusagte ...

Diese moralische Stütze meiner Bemühungen für das Andenken Hebbels in seiner Heimat, habe ich freudigst begrüßt und an Dr. Bamberg selbst geschrieben, der mir dann fort und fort wiedergeschrieben

hat. — Im April oder Mai 1882 erhielt ich nun von Dr. Bamberg einen auf groß Quartformat eng beſchriebenen Brief, worin ich gebeten wurde, nach einem früheren Paſtor Volckmann in Weſſelburen Nachforſchungen anzuſtellen, da angenommen werden müſſe, daß dieſer der natürliche Vater Hebbels geweſen ſei. Ich erinnerte mich nun ſofort des mir 1869 von meiner Großmutter geſagten und wußte keine andere Nachforſchung anzuſtellen, als alte Leute in Weſſelburen, die ich gut kannte, hierum zu befragen. Es waren: Elias Dahlſtröm, der, ſolange ich ihn kannte, am meiſten von und über Hebbel geſprochen hat, und ſich am beſten unterrichtet fand, da er in armen Verhältniſſen 1815 geboren und mit dem Knaben Hebbel ſtets beiſammen geweſen iſt, was mir ſpäter Johann Hebbel auch beſtätigt hat. Ebenfalls haben der Tiſchlermeiſter Georg Sohn und ſein Bruder Schuhmacher Friedrich Sohn, ſowie auch Schuhmacher Möller mir beſtätigt, daß ſchon zu Hebbels Jugendzeit das Gerücht bekannt geweſen ſei. Was ich damals gehört, habe ich an Dr. Bamberg berichtet. Noch einmal kam man auf dieſen Gegenſtand zurück, als nämlich Bamberg nach Weſſelburen kam und mich mit nach Schleswig zum Kloſterprobſten Rochus Freiherrn von Liliencron nahm. Bamberg führte Originalpartituren von Beethoven bei ſich, die er in meiner Gegenwart Liliencron zeigte und inzwiſchen immer wieder von ſeinem Beſuch in Weſſelburen ſprach und hierbei auch die Sache von Hebbels Abſtammung erwähnte. Liliencron ſah Bamberg ſtarr an und hat dann mit ihm über dieſen Gegenſtand geſprochen.

Leider iſt mir Bambergs Brief verloren gegangen, aber ich kann meine Mitteilungen eidlich beſtätigen. — Hugo Schlömer."

Was mich aufhorchen machte, war die Tatſache, daß Felix Bamberg jenes Gerücht kannte und für wert hielt, danach forſchen zu laſſen, es andern zu erzählen und nicht ohne weiteres für Klatſch

zu erklären. Woher war nun Bamberg jenes bekannt? Er selbst hat sich nicht darüber geäußert, nur ganz allgemein gesagt, er habe es erfahren. In Wesselburen war er damals noch nicht gewesen, lernte überhaupt als erste Wesselburener nach Hebbel Schlömer und Kirchspielvogt Ottens kennen, und zwar erst dann, als er schon in der bewußten Angelegenheit um Auskunft geschrieben hatte. Es bleibt nichts anderes übrig: Bamberg muß es also aus Hebbels Nachlaß, den er damals bekommen hatte, ersehen haben. Vieles, sehr vieles hat er vernichtet, warum auch nicht dies? Wußte es der Dichter selbst? Wie sein Jugendgenosse Sohn u. a. erzählt haben, war schon in der Kindheit jenes Gerücht im Umlauf. So zartfühlend waren die Wesselburener wohl nicht, daß sie sich scheuten, bei Gelegenheit durch Sticheleien ihr Wissen an den rechten Mann zu bringen. Liegt hier vielleicht nicht der tiefere Grund, daß der Dichter seine Heimat mied?

Aber, wie kann ein Geistlicher in solchen Verdacht kommen? Heute weiß man von Pastor Volckmar nur noch, daß er ein Schlemmer gewesen ist. Aber Kirchenbücher verraten mehr. Der geistliche Herr war dreimal verheiratet, zwei Frauen starben schon nach 1 resp. $2^1/_4$ Jahren, aber am 11. Februar 1804 ließ er sich mit seinem bisherigen Dienstmädchen Margaretha Elisabeth Kruse auf dem Krankenlager trauen. „Auch versicherte der Herr Pastor ... durch einen Handschlag, daß er die beyden unehelichen Kinder seiner Braut*) ... als seine eigenen Kinder an- und aufnehmen, ernähren und erziehen wolle." (Kirchenbuch in Wesselburen.) Wenn ein Pastor sein Dienstmädchen mit zwei unehelichen Kindern heiratet, dann darf man wohl ruhig annehmen, daß es auch seine eigenen waren. Überhaupt muß der Herr es arg getrieben haben; denn von seiner Behörde ist ihm für längere Zeit die Kanzel verboten worden.

*) Vom Herausgeber gesperrt.

War denn nun Volckmar ein bedeutender Menſch? Das ſteht unumſtößlich feſt. Er hat ſeine Umgebung in geiſtiger Beziehung weit überragt. „Friedrich Carl Adolph, des Paſtors zu Curau Friederich Carl Wilhelm Volckmar und Magdal. Dorothea geb. Förtſchen ehel. Sohn (iſt) geboren zu Curau am 16. (ſechszehnten) Februar 1766." (Geburts- und Taufſchein.) Er ſtudierte Theologie und machte 1792 in Glückſtadt ſein Amtsexamen, vorher war er aber ſchon Rektor der lateiniſchen Schule in Garding. (1790.) Hier hat er ſich eingehend mit Schulproblemen befaßt, wie ſeine erſte Schrift, die mir zu Geſichte kam, beweiſt. „Ueber die jezige den lateiniſchen Schulen bevorſtehende Reform, beſonders in Rükſicht auf die kleineren Städte der Herzogthümer Schleswig u. Holſtein." Ein Bruchſtück aus dieſer vortrefflichen, intereſſanten Abhandlung wurde nachgedruckt in den Schleswig-Holſteiniſchen Provinzialberichten von 1796, X. Jahrgang 1. Band, 3. Heft, Seite 261 ff. (Kiel, C. F. Mohr). Eine weitere, mehr philoſophiſche Veröffentlichung las ich von ihm als drittem Prediger in „Weſſelbuhren": „Anmerkungen zu dem im erſten Stükke dieſer Blätter befindlichen Aufſaze über Hexenprozeſſe." (A. a. O. Jahrgang 1799, 2. Band, 8. Stük, S. 262 ff.) Wenn wir heute auch natürlich in der Hexenfrage grundſätzlich einen andern Standpunkt einnehmen, wir müſſen doch ſagen, daß der Aufſatz geiſtreich und philoſophiſch iſt und von eingehender allgemeinen Bildung zeugt. Aber auch rein belletriſtiſch hat ſich Volckmar mit Erfolg verſucht. Ich laſſe über ſeine „Briefe über Eiderſtädt" eine alte, von mir entdeckte Rezenſion reden. „Hr. Volckmar beſchreibt in einem leichten und lebhaften Stile das Eigenthümliche ſeiner Gegend und ihrer Bewohner. — Der Fremdling, der ein anſchauliches Bild der Natur, der Wirtſchaft und Sitten einer der vorzüglichſten Marſchen wünſcht, wird nicht leicht in der Kürze es ſo kentlich dargeſtellt finden. Eingeſtreute, nicht überladene Bemerkungen, Vergleichungen mit der Geeſt und mit andern Ländern

geben ihm noch mehr Interesse. Der Verfasser erzählt mit sichtbarer Liebe und Achtung das Gute seiner neuen Heimath, schildert anziehend manche gute Weise; aber deutet auch an mehreren Stellen aufrichtig die Mängel an und sagt seine Meinung, wie ihnen zu bessern sein würde. Man vergleiche in sonderheit, was er über das Stoppelfieber, worüber zugleich die Bemerkungen eines Arztes mitgeteilt werden, — über das Mas der Sterblichkeit — über das Strandrecht und die Mittel, dem Unwesen zu steuern, ... über die Mängel der Landschulen, des Armenwesens, über das Mas der Aufklärung sagt. Ueberall erhält der Statistiker von Profession in genauen Angaben nach Zahl und Mas seine Befriedigung, ohne daß der Menschen- und Sittenbeobachter durch ein lästiges Uebermas von Listen und Rechnungen abgeschreckt würde ..." (A. a. O., Jahrgang 1796 S. 363 ff.) Volckmar ist schon zu seinen Lebzeiten als Schriftsteller bezeichnet worden, in F. V. J. Wulffs Verzeichnis der im Schleswig-Holsteinischen Amtsexamen bestandenen Theologen (Kiel, 1844; Nachtrag und Berichtigung von J. M. Michler, Kiel, 1865) wird er ausdrücklich als solcher erwähnt. Im Jahre 1797 ist er dann als Diakonus nach Weslingburen (Wesselburen) gekommen und dort am 31. März 1814 gestorben.

Wenn Volckmar nun auch wohl ein geistig hochbedeutender Mann und Redner war — einzelne Predigten wurden gedruckt — wie steht es denn mit seiner Familie? Ist hier seit Generationen allmählich eine Bauernkultur verfeinert worden, bis sie schließlich ganz durchgeistigt war? Auch das dürfen wir ruhig annehmen; denn Vater und Bruder waren Geistliche, der Großvater Kanzleirat in Plön und schon 1598 lebte nach meinen Nachforschungen ein Ahne Georgius Volkmar als Pastor in Hemme (Dithmarschen).

Aber nun eine andere, sehr wichtige Frage. Ist es überhaupt möglich, daß Frau Hebbel mit dem Pastor in intimer Beziehung gestanden haben kann?

Ich möchte die Frage schlankweg bejahen und kann Gründe dafür herbeischaffen. Antje Schubart hat, wie schon bemerkt, kaum als Magd im Pfarrhause gedient, aber als junge Frau ist sie dort gewesen. Sie wusch nicht nur „vör Knechts", sondern kam überhaupt als Waschfrau und zur Aushilfe in die Häuser der Honoratioren. Sie ist also mit Pastor Volckmar zusammen gekommen und der mußte wissen, daß ihr Ruf nicht ganz einwandfrei war. Denn bei der Trauung in Wesselburen wird Claus Friedrich aus „Meldorp" ausdrücklich als „Junggeselle" bezeichnet, bei Antje Schubart wird der sonst stets übliche Titel „Jungfrau" weggelassen. In Wesselburen sind beide Titel noch bis 1875 gebräuchlich gewesen, und es ist mir ausdrücklich von authentischer Seite versichert worden, daß jede Fortlassung ein begründetes Manko in sittlicher Beziehung bedeute. Diese Tatsache steht also fest. Und ist darum vielleicht nicht das Paar anstatt — wie in der Ordnung und im Kirchenbuch angemerkt — nach Wöhrden zur Trauung zu gehen, nach Wesselburen gegangen? Scheint es nicht, daß sie einer „öffentlichen Bloßstellung" ausweichen wollten?

Nehmen wir an, die Hypothese sei Tatsache; scheinen dann nicht viele Rätsel auf einmal gelöst? Muß man nicht zum mindesten zugeben, daß eine solche Lösung nicht unmöglich ist? Ich verkenne keineswegs, daß ich die Frage nicht ganz gelöst, sondern nur angeschnitten habe. Man kann vielleicht noch mehr Material auffinden, es war mir z. B. noch nicht möglich, Bilder herbeizuschaffen, obgleich, angenommen, es wäre Ähnlichkeit vorhanden, meine Behauptung dadurch noch nicht gleich unbedingte Wahrheit wird, wenn auch die Wahrscheinlichkeit noch mehr zunimmt. Im weiteren muß noch den geistigen Beziehungen zwischen Sohn und Vater nachgegangen werden. Augenfällig haben beide den starken sinnlichen Zug gemeinsam.

Wie steht nun aber Antje Margaretha Schubart da?

Hebbels Mutter bleibt immer dieselbe,

die Mutter eines großen Dichters. Wer will sie ihrer Natur wegen schelten? „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Ihr verdankt Deutschland den genialen Künstler. Der illegitime Vater hat weiter nichts für den Sohn getan, er starb ja auch im Jahre nach dessen Geburt. Sie war es, die den Knaben zur Schule anhielt und für seine Weiterbildung sorgte.

Bislang ist von allen Seiten rühmend hervorgehoben worden, daß Dethleffsen sich des Knaben annahm. So groß auch sein Verdienst ist, die Sache ist nicht von ihm ausgegangen, sondern von seiner Frau Friederike Christine[7]). Ihr verdankt Hebbel im Grunde genommen alle jene geistigen und leiblichen Wohltaten. Und so kann ich denn die Kette der Frauen, die sich um die Förderung Friedrich Hebbels verdient gemacht haben, noch um ein weiteres Glied bereichern. Der „moderne Frauenlob" verdankt den Frauen, was er wurde, fest umschlingt ihn der Kreis: Mutter, Friederike Dethleffsen, Amalia Schoppe, Elise Lensing, Christine Engehausen. Die Frau Rektor[8]), die selbst 14 Kinder ihr eigen genannt hat, nahm gern den armen Maurersohn noch dazu ins Haus. „Aus liebem, nun schon lang verstummtem Mund hörte ich gern aus jenen Tagen erzählen, unter anderem auch, wie einst Frau Antje Margaretha Hebbel mit ihrem Sohne zur Frau Rektor kam und klagte, daß ihr Mann ‚den dummen Kram' mit dem Lehrer nicht mehr haben wollte und sie doch so gerne möchte, daß aus dem Jungen ‚etwas würde'." Da zog Frau Christine den jungen Friedrich zu sich heran, tröstete ihn und sprach: ‚Nicht mehr weinen, es kommt Alles schon zurecht!'" (Memoriale Aufzeichnungen der Frau Burgdorf.)

Infolge einer Erinnerungstäuschung, die Hebbel in späteren Jahren untergelaufen ist, ist seit Emil Kuh Frau Dr. Schlömer in Wesselburen mit dem Makel behaftet, den Knaben in hartherziger Weise mit der Hundepeitsche von der Hecke gejagt und so

im Kinde die erste „Proletarierempfindung" geweckt zu haben. Hebbel hat sich, als er später das kleine Erlebnis[9]) niederschrieb, im Namen der Person *geirrt*, wie Johann Hebbel, der mit dabei gewesen ist, selbst bezeugt hat. Die Ehrenrettung dieser Frau ist leicht. Frau Dr. Schlömer hat damals weder einen Garten, noch einen Hund, noch eine Hundepeitsche gehabt, im Gegenteil, sie ist gegen den kleinen Christian Friedrich gut gewesen, hat ihn manchmal ins Haus genommen, wenn seine Mutter bei ihr wusch, und ihm zu essen gegeben. Auch stand der junge Hebbel später zu der Familie in freundschaftlicher Beziehung und bestellte in den Briefen an Franz (abgedruckt bei Bornstein II) mehrmals Grüße an den Sohn jener Frau.

Amalie Schoppe.

Die Frau Doktorin, die Hebbel die „Tür zum Leben öffnete", kennen wir bislang nur im Reflex der Briefe und Tagebücher. Auf Grund dieser Quellen hat besonders Kuh eine Charakteristik von ihr gezeichnet, die noch heute für viele maßgebend ist. Werner hat zwar versucht, ihr Leben mit etwas farbigeren Strichen darzustellen, aber er hat leider nicht immer recht und Quellen benutzt, die nicht in jeder Weise einwandfrei sind. Für recht viele ist Amalie Schoppe noch heute „gutmütig, aber beschränkt". (Krumm, Hebbels Werke S. XIV.) Wenn wir zu einer gerechten Beurteilung derjenigen Person kommen wollen, die für des Dichters Entwicklung von allergrößter Bedeutung war, so müssen wir ihr interessantes Leben g a n z kennen lernen, auch Einzelheiten, die scheinbar nicht zur Sache gehören. Erst dann, von der neuen Warte aus, wollen wir ein Urteil fällen. Und eine Neuorientierung ist notwendig; denn „Gerechtigkeit gegen ihm wesensfremde Menschen ist nicht Hebbels Stärke; vielfach bedürfen seine Urteile starker kritischer Nachprüfung, was auch für die späteren Beziehungen zur Schoppe gilt." (Bornstein II, S. 381, Anmerkung 15.)

Amalie (Amalia) Schoppe wurde am 9. Oktober 1791 zu Burg auf Fehmarn geboren. Ihr Vater war damals noch der cand. med. Friedrich Wilhelm Weise, der Sohn eines Pastors aus Stützerbach bei Ilmenau. Ein Verwandter war Tischler. (Vgl. Anmerkung 10, S. 120.) Ottilie Assings Mitteilung im Nekrolog der Schoppe (Hamburger Nachrichten v. 1858, Nr. 300), daß der Vater aus einer adeligen Thüringer Familie stammte, ist also f a l s c h und mithin auch Kuhs

Bemerkung (S. 110) über den „altfränkiſchen Ahnenkreis, deſſen jüngſtes, moderniſiertes Glied ſie bildete". Weiſe war Hauslehrer bei dem Advokaten Hammer[1]) geweſen und hatte in der Tochter des Hauſes ſeine Lebensgefährtin gefunden. Ihren Lebensabend verlebte die Frau bei ihrer Tochter Amalie in Hamburg, die in vorbildlicher Weiſe ihre Mutter ehrte[2]). Doktor Weiſe ließ ſich in Burg als Arzt nieder, war aber wegen zu geringer Praxis gezwungen, mehrmals ſeinen Wohnſitz zu wechſeln: Burg, Petersdorf, Heiligenhafen und Kellinghuſen. Der Vater war ein hervorragend begabter Menſch, der ſchon mit neunzehn Jahren in Jena promovierte und als Dichter, Maler und Muſiker weit mehr leiſtete als ſonſt Dilettanten. Der Pate des kleinen Mädchens, M. S. Dreyer, fehmarniſcher Amtsſekretär und nachmaliger Kirchſpielvogt in Brockdorf (Wilſtermarſch), hatte zu ſeiner Zeit einen Namen als ſchleswig-holſteiniſcher Heimatdichter.

Die Begabung des Vaters trat nun — in noch geſteigertem Maße — bei der älteſten Tochter zutage. Schon nach einem Jahre konnte das Kind ſprechen, und ohne regelrechten Unterricht, ohne Fibel und Leſeapparate erlernte es von der alten Wärterin Catharina mit drei Jahren das Leſen. „Sie zeigte ſchon in früheſter Jugend ausgezeichnete Anlagen; ſchon im dritten Jahre las ſie deutſche und lateiniſche Bücher, bekam im ſiebenten Lebensjahre Bürgers Gedichte in die Hände, die ſie beinahe verſchlang, ſchrieb in ihrem zehnten Jahre ihr erſtes Gedicht." (Lexikon der ſchleswig-holſt. Schriftſteller von Lübker und Schröder, S. 526). Entlockt es uns nun nicht ein leiſes Lächeln, wenn Kuh (S. 306) von der „Dürftigkeit ihrer Anlage" redet?

Neben der geiſtigen Ausbildung wurde auch die körperliche nicht vernachläſſigt. Schon in früher Jugend lernte Amalie in der Oſtſee ſchwimmen und brachte es in dieſer Kunſt ſo weit, daß ſie ſpäter einen Greis vom Tode des Ertrinkens rettete.

Doch in den Sonnenſchein einer ſorgloſen Jugend ſollte bald

ein tiefer Schatten fallen. Kurz nach der Übersiedlung der Familie nach Kellinghusen starb der Vater, nach Angabe des Totenregisters an der Auszehrung. Die Mutter nahm nun eine Stellung bei dem Hamburger (nicht wie bei Werner S. 62 Kellinghusener) Kaufmann und Bankier J. G. Burmester an. Damals hatte Amalie kaum das achte Lebensjahr überschritten; denn der Vater starb 1798. Die Angabe bei Werner S. 62, daß das Mädchen beim Tode des Vaters $11^1/_2$ Jahre zählte, ist selbstredend falsch. Drei der Kinder kamen zu Verwandten nach der Heimatinsel, Amalie zu einem Oheim nach Hamburg. Dieser, ein Sonderling, war ganz begeistert von Rousseaus neuen pädagogischen Ideen und beschloß, das Kind nach dessen Grundsätzen zu erziehen. Doch war Amalie nur 4 Jahre in diesem Hause, aber die strenge Zucht hinterließ für immer in dem Charakter des Mädchens einen festen, fast männlichen Zug.

Überhaupt bemerken wir an ihr einen frischen Mut, der sich im zähen Kampf doch endlich durchringt. Wie Hebbel hat Amalie schwer kämpfen müssen, aber sie hat sich stets die Heiterkeit des Gemüts bewahrt.

Gegen den Willen der Familie — weil Burmester 20 Jahre älter war — heiratete die Mutter ihren bisherigen Herrn. Alle Kinder kehrten nun wieder zur Mutter zurück. „Diese (Amalie) sah aber in der zweiten Heirat ihrer Mutter einen Verrat an dem heißgeliebten Vater und nannte den Stiefvater immer nur: Herr Burmester." (Werner S. 62.) Doch diese Bemerkung entspricht in keiner Weise dem wirklichen Sachverhalte. Gewiß, eine zu verstehende Scheu bedingte für die allererste Zeit diese Anrede, die bald dem „Vater" wich. Wie Amalie in Wirklichkeit zu ihrem Stiefvater stand, das kennzeichnet am treffendsten der von mir mitgeteilte Brief auf Seite ... Der Stiefvater ließ dem Kinde einen ausgezeichneten Unterricht geben, besonders auch in den modernen Sprachen. Amalie beherrschte das Französische und Englische bis zur Vollendung und las

eifrig in den Klassikern. Besonders durch Bürger angeregt, dichtete Amalie „Abälard an Heloïse". Das Gedicht ist uns nicht erhalten geblieben.

Kaum war Amalie 14 Jahre alt geworden, da traf die Familie ein neuer Unglücksschlag. Infolge verfehlter Spekulationen verlor Burmester sein ganzes Vermögen. Das Mädchen, mutig und entschlossen, nahm sofort in einer hamburgischen Familie eine Stelle als Erzieherin an. Trotz ihrer großen Jugend erwarb Amalie sich die Achtung ihrer Herrschaft. Diese vermittelte auch eines Tages die Bekanntschaft mit Rosa Maria Varnhagen[3]). Beide Mädchen schlossen einen Freundschaftsbund fürs ganze Leben. Ein Beweis dafür, daß Amalie Schoppe auch Freundschaften durchhalten konnte. Durch Rosa Maria lernte sie nun sehr viele bekannte Dichter und Schriftsteller kennen: Varnhagen von Ense, Kerner, Neumann, Theremin, Assing, auch Chamisso, der von Hameln nach Hamburg gekommen war, um hier mit seinen Freunden einen Musenalmanach herauszugeben. Justinus Kerner stand in diesem Kreise Amalie wohl am nächsten, beide nannten sich in echt romantischer Schwärmerei Bruder und Schwester. Der „Bruder" führte die „Schwester" auch zum erstenmal in die große Literatur ein und verschaffte ihren Gedichten Aufnahme im „Morgenblatt", „Deutschen Dichterwald" und im „Poetischen Almanach".

1810 verließ Amalie die Hansestadt und nahm eine Stelle als Erzieherin in Itzehoe an. Schon im folgenden Jahre verlobte sie sich mit Friedrich Heinrich Schuppe, der sich erst *später* Schoppe nannte. Werner S. 63 spricht schon von einer Heirat im Jahre 1811[4]). Doch das ist *falsch*. Amalie heiratete nach Ausweis der Urkunden erst am 19. August **1814** auf Fehmarn. Schoppe stammte aus Ratzeburg — 1787 geboren — und hatte, als er noch Lehrer in Kellinghusen war, seine zukünftige Frau schon in jungen Jahren kennen gelernt. „Mehr aus Furcht als aus Liebe verlobte sie sich heimlich mit Schoppe, der noch studierte." (Werner S. 63.) Ich

kann hier Werner ergänzen. Der junge Mann drohte nämlich im Falle einer Weigerung mit Selbstmord. Der Verlobte kam 1812 als Greffier an den kaiserlich französischen Gerichtshof in Hamburg und trat später in die Hanseatische Legion ein. Als Davoust aber zum zweitenmal Hamburg besetzte, floh Amalie — sie war mit Schoppe nach der Hansestadt zurückgekehrt — mit vielen anderen. Sie ging nach der stillen Insel Fehmarn[5]) und war hier während der rauhen Kriegszeit wohlgeborgen. Eine kleine Privatschule, die sie eröffnete, brachte ihr so viel ein, daß sie leben konnte. Geselliger Verkehr bot ihr Gelegenheit zu mancher heilsamen Ablenkung von ihrem emsigen geistigen Schaffen. Ihre Gesundheit war nämlich nicht die allerstärkste. (Vgl. darüber auch den Brief S. 30!) Besonders viel war sie mit den damals bekannten heimatlichen Dichtern J. F. Mau, fehmarnscher Landschreiber, und Jeß Greßner, Untergerichtsadvokat, zusammen. In hohem Maße wußte Amalie Schoppe sich die Liebe ihrer Schülerinnen zu erwerben.[6])

Auch nach der Verheiratung (1816) blieb die Dichterin auf der Insel wohnen, denn noch konnte der Mann seine Frau nicht unterhalten. Erst als er in Kiel den Doktorgrad erworben und in Hamburg eine Praxis als Advokat erhalten hatte, folgte Amalie 1817 dem Gemahl.

Die Ehe war eine tief unglückliche. Drei Kinder wurden im Laufe der Jahre geboren: Karl Adalbert, Julius Karl und Alphons Eduard. Der Vater fiel immer mehr der Trunksucht zum Opfer, und 1821 mußte sich die Frau von ihm trennen. Er lebte noch bis zum 13. Juli 1829. An dem Tage endete er in den Fluten der Elbe, angeblich durch einen Unglücksfall beim Baden.

Die tapfere Amalie war nicht verzagt und eröffnete mit ihrer Halbschwester Lucie Burmester[7]), die erst 1875 auf Fehmarn starb, und der Romanschriftstellerin Fanny Tarnow zusammen in Wandsbek ein Pensionat für Töchter gebildeter Stände. Aber schon bald ging Amalie zur Schriftstellerei über und wurde eine der frucht-

barſten Schriftſtellerinnen ihrer Zeit. Die Reihe ihrer Werke — über 100, manche mehrere Bände — eröffneten 1822 „Die Helden und Götter des Nordens oder das Buch der Sagen". Der innere Gehalt ihrer Produktionen ſteht nicht im gleichen Verhältnis zur Zahl. Ohne Hebbel wäre ſie wohl ſchwerlich unſterblich geworden. Ihre Bücher ſind heute alle verſchollen und unbekannt. Ottilie Aſſing fällt in dem ſchon erwähnten Nekrolog (ſ. S. 20) über die Dichterin ein Urteil, das wohl zutreffend iſt. „Keins ihrer Werke kann für einen einigermaßen vollſtändigen Ausdruck ihres Weſens gelten oder nur eine richtige Vorſtellung desſelben erwecken. Ihre Romane tragen das Gepräge eines gewiſſen hergebrachten, feſtſtehenden Typus und ermangeln jener Friſche und Originalität, welche einen charakteriſtiſchen Zug ihres eigenen Selbſt ausmachte. Ihr ganzes Weſen war gleichſam in großen, weiten Umriſſen angelegt, und alles in ihr war unmittelbar, friſch und urſprünglich." Ihre Jugendſchriften, ſo gern dieſe auch geleſen wurden, ſind wenig bedeutend und erheben ſich nicht über das Niveau jener Zeit. Mit Geſchick, erſtaunenswertem Fleiße und großem Erfolge redigierte ſie zwei Zeitſchriften[8]). Die „Neuen Pariſer Modenblätter" erſchienen zuerſt 1827 und gingen 1845 ein. „Iduna[9]), eine Zeitſchrift für die Jugend beiderlei Geſchlechts, belehrenden, erheiternden und geiſtbelebenden Inhalts", wurde erſt 1831 gegründet und ging 1838 an Janinsky über, der aber 1839 nur noch 26 Nummern herausbrachte.

Ich veröffentliche nachſtehend drei unbekannte Briefe[10]), die durch einen Zufall ans Licht gekommen ſind. Die Briefe folgen ungekürzt ſelbſt mit Nebenſächlichkeiten, um von vornherein dem Vorwurf zu begegnen, als wären ungünſtige Stellen unterdrückt. Die Briefe dienen zur Charakteriſierung der Doktorin, die ſich darin ganz ungezwungen gibt. Geſperrt gedruckte Sätze ſind im Original nicht beſonders hervorgehoben.

1. Hochverehrter Herr Vetter!

Eben kommen meine beiden jüngſten Knaben; der ſinnige Julius von 14 Jahren und der feurige Alphons[12]) von faſt 11 Jahren, ſingend und pfeifend aus der Stadt, wo ſie das Johaneum beſuchen, und legen mir die dort für mich eingelaufenen Briefe auf dem Tiſch; ich öffne ſie und finde, zu meiner freudigen Überraſchung, auch den Ihrigen, den ich ſogleich beantworte, weil ich Vielgeplagte ſonſt leicht nicht dazu kommen könnte. Zur Eingang will ich Ihnen aber ſagen, daß Sie mich ſehr dadurch erfreut haben.

Die Schilderung Ihres gemüthlichen Lebens hat mich ſehr angeſprochen, beſonders auch wohl, weil eben ein ſolches ländlich-friedliches Walten ganz und gar mit meinen eigenen Neigungen übereinſtimmt. Sechs Jahre hindurch habe ich mir ein Landhaus[11]) gehalten und den Winter in meiner Stadtwohnung zugebracht; aber endlich konnte ich es ſelbſt im Winter in der engen, dumpfen Stadt nicht mehr aushalten, gab deshalb beide Häuſer auf und zog in eine wahrhaft paradiſiſche Gegend, 3 Stunden von der Stadt, gänzlich hinaus. Die großartigſte Natur umgiebt mich; hinter meinem Garten fließt die Elbe mit ihren Schiffen; von meinem Schreibtiſche aus ſehe ich Felder mit blöckenden Heerden, Dörfer, Mühlen und Kirchthürme; hinten zur Rechten die große Stadt. Mein Haus, hell und freundlich, hat den köſtlichſten Sonnenſchein; mein Garten eine Unzahl von Blumen und ſelbſt ein Treibkaſten, Wein etc. Gemüſe baue ich im Felde und zwar mit eigener Hand[14]): es ſchmeckt ſo beſſer, dünkt mich.

Meine Kinder blühen mir zur Freude und zum Segen heran. Karl, mein Älteſter, iſt Botaniker und hat bereits ſeine Lehrjahre im hieſigen botaniſchen Garten vollendet; er brachte ein ſchönes Wiſſen und Zeugniße mit, auf die meine Thränen des Danks gegen Gott

und der höchsten Mutterfreude fiel. Außer dem, was er von der Botanik und Kunstgärtnerei gelernt, hat er auch noch besonders herrliche Anlagen für die Geometrie und soll zum Frühjahr England, Frankreich, durch ganz Deutschland vor allen Dingen, Italien u. s. w. bereisen, um Alles zu sehen und sich in seinem herrlichen Fache auszubilden; dann mag er sich sein Brod selbst suchen. Julius will Buchhändler werden. Es ist dies ein sehr begabter Knabe, still, freundlich, stets heiter, sehr artig gegen Alle, mit der Höflichkeit des Herzens, und der Liebling von jedermann; die kleinen Mädchen seiner Bekanntschaft nennen ihn nur den Engel, auch wird er, obgleich er nicht so schön als sein jüngerer Bruder ist, sein Glück bei den Damen machen. Im Tanzen, Reiten, Schlittschuhlaufen etc. ist er sehr gewandt, dabei fleißig und der Liebling der Professoren. In zwei Jahren wird er als Lehrling in eine Buchhandlung eintreten. Alphons ist, nach Aller Ausspruch, ein auffallend schöner Junge; er blüht wie eine Rose und hat Augen wie Edelsteine; er ist groß für sein Alter, kräftig an Leib und Seele, aber heftig wie ein kleiner Teufel; wie er sich aber umdreht, ist Alles wieder vergessen und der Schelm findet leicht ein versöhntes Herz bei uns, weil er so grundgut, so wahrhaft edel und großsinnig von Charakter ist. Bisher war er faul, und ein Pferd unterm Leibe war ihm lieber, als ein Buch in der Hand; jetzt aber

wird er fleißig und viel ſanfter; gehorſam ſind alle Drei, Gott ſei gedankt! und was eine Lüge heißt, wiſſen ſie nicht. Sonſt haben ſie ihre Fehler, wie alle Kinder, aber der Grund iſt gut: ächte Religioſität, Menſchenliebe und Wahrheit ſind die Fundamente ihres Seyns. Inmitten dieſer holden Weſen führe ich nun ein wahrhaft beglücktes, in jeder Beziehung reiches Leben, obgleich ich mein Brot durch raſtloſen Fleiß gewinnen muß. Um mein Glück vollſtändig zu machen, iſt meine gute Mutter ſeit 6 Jahren bei mir, und ich kann ihr Alter zu einem heiteren, ſorgenfreien machen. Sie ſieht ihre Enkel um ſich blühen und gedeihen — und welche Herzensfreude ſind ſie ihr! — ſie lebt ohne Sorgen und hat tauſend kleine andere Freuden und Genüſſe, die ich ihr verſchaffen kann und die meine glückliche Lage mit ſich bringen. Das Haus ſteht unter Obhut einer treuen geprüften Dienerin, die ſeit 15 Jahren bei uns iſt, und ihrer Tochter, die ich zu mir genommen. So leben denn 7 Perſonen heiter und ſorgenlos von meiner kleinen Federſpitze, die freilich ſelten ruhen darf.

Die Arbeit aber iſt Freude und Gewohnheit für mich, und obgleich ich im Durchſchnitte täglich 14 Stunden ſchaffe und wirke, wird es mir doch nicht zu viel. Meine beiden Zeitſchriften: „Die neuen Pariſer Modeblätter", welche jetzt ihren 6ten Jahrgang angetreten haben, und mein Herzblatt, die kleine „Iduna", welche ich beide allein redigiere und faſt allein ſchreibe, auch expedire, und wovon ich ſelbſt die Correctur etc. beſorge, nehmen einen Theil der Woche hin, der andere Theil iſt anderen lit. Arbeiten geweiht; denn ſeit wir uns zuletzt ſahen, habe ich an 70 Bände zuſammen geſchrieben, darunter viele Jugendſchriften, die zum Theil mehrere Auflage erlebt haben.

Die Modeblätter ſind meine ernährende Kuh und werfen jährlich einige 1000 ℳ [15]) ab; die „Iduna" ſchreibe ich für mein Herz; die Mühe würde ſich erſt belohnen, wenn ich ein paar tauſ. Ex. abſetzte, was noch nicht geſchieht, da ſie erſt einen Jahrgang zählt. Übrigens macht ſie mein Leben reich an Freude und — Ehre. Der Beifall, den das kleine Blatt findet; die Beachtung desſelben von den ernſteſten bedeutendſten und gelehrteſten Männern könnte mich eitel machen, wenn ich nur Anlage dazu hätte; die habe ich aber nicht. Ich ſchreibe die „Iduna" aus Herz und Gemüth heraus, und eben das mögen die lieben Kinder fühlen, für die ich ſie ſchreibe.

Zwei Tage ſpäter.

Neulich wurde ich im Schreiben unterbrochen, und nun bleibt mir Vielgeplagte nur ſo viele Zeit noch, Ihnen meinen Dank für die mir überſandten Räthſel zu ſagen, indem ich die Bitte hinzufüge, ſolche für meine Modeblätter, die ſich wenigſtens des Rufs der ſittlichſten Tendenz erfreuen, benutzen zu dürfen. Für die Modeblätter bin ich eben ziemlich arm an hübſchen Räthſeln, dagegen iſt für die „Iduna" auf lange hinaus für dieſen Artikel durch die lieben ungeduldigen Kinder ſelbſt geſorgt. Sobald ich nur Ihre gütige Erlaubniß dazu habe, laſſe ich Sie abdrucken und ſorge dafür, daß Ihnen die Nrn. von Lübeck aus zukommen worin ſich Ihre Muſengaben befinden. Zur Anſicht lege ich Ihnen gleich einige Nrn. des neuen Jahrganges bei, die Sie zu behalten wollen; vielleicht macht die gute Ullrike ſich gleich ein neues Kleid darnach. Dieſe Freundliche iſt herzlich gegrüßt. So auch Ihre holden Kinder. An unſern gemeinſchaftlichen Freund, den Kammerhern Ries in Ploen, habe ich vorige Woche geſchrieben; er iſt mir immer noch ein treuer, ſehr verehrter Freund.

Meine gute Mutter iſt ſeit etwa acht Tagen auf eine dringende Einladung des guten Onkels Probſt (:Hammer:) nach Steinbeck hinaus, wohin ſie jeden Winter auf ein paar Wochen muß, und ſo

kann ich Ihnen keine Grüße von derselben bestellen, die sonst nicht fehlen würden. Meine drei Knaben dagegen tragen mir solche an Sie und die theuren Ihrigen auf.

Wenn die Musen Ihnen einmal wieder ein Liedchen oder einige Räthsel in die Feder sagen, bitte ich darum: nur lange Gedichte verträgt die Tendenz meiner Zeitschrift nicht, auch ist leider! der Geschmack der Leser dagegen.

Diesen Brief sende ich mit meinem Postpaquet nach Lübeck, an Herrn K. S. Spilhaus daselbst, der die Güte haben wird, es weiter zu spediren.

Innig und aufrichtig hat mich Ihr gütiges Andenken erfreut und obendrein die Erinnerung an lang versunkene Zeiten wieder in mir aufgefrischt.

Sie haben Recht: über das Altwerden des Körpers darf der Vernünftige sich nicht betrüben, und so lange der Geist noch kräftig und munter ist, ist die wahre Jugend auch noch nicht verschwunden. Ich selbst bin auch bereits vor einigen Monaten 40 Jahr alt geworden, ein Lebensziel, das ich nicht zu erreichen hoffte, da ich früher kränklich, so besonders leidend an der Brust war, ein Übel, das seit zehn Jahren gänzlich verschwunden ist, so daß ich mich frisch und munter fühle, wie in der Jugend.

Leonhard Soltau[16]) ist ja wohl gänzlich untergegangen? Ich hatte vor etwa einem Jahr einen Brief von ihm, der mich um seinetwillen innigst betrübte. Welche herrliche Fähigkeiten sind da untergegangen! Julius Gregers dagegen erfreut sich eines wohlverdienten Glückes.

Ich kann und darf heute nicht mehr schreiben und schließe mit der Versicherung aufrichtiger Achtung und Verehrung

Ihre

Hamburg, d. 29ten Jan. 1832. Amalie Schoppe,
geb. Weise.

2. Sehr geschätzter Herr Vetter!

Zwei, vielleicht gar drei, Ihrer werthen Briefe sind von mir bis jetzt unbeantwortet geblieben, und doch rechne ich auf die Verzeihung des gütigen Vetters, der gewiß eine Ahnung davon hat, wie mich die Arbeit oft quält.

Undankbar bin ich aber trotz dem nicht gegen Sie gewesen, sondern habe oft dankend Ihrer Güte gedacht — das war Alles, was ich thun konnte, wenigstens für den Augenblick.

Daß Amanda Ihnen gefällt und sie sich bei Ihnen gefällt, ist mir eine wahre Herzensfreude: Gott lasse das so fortbestehen!

Ihre orthographischen Notizen — bis auf die Schlußnote über das angefochteneY, worüber ich nicht gern noch mehr in der kleinen „Iduna" gesagt haben wollte — habe ich in Form eines Kriegs-Courirs in die No. 37 gebracht, und dem Setzer die Antwort darauf dictirt. Ich finde in mehreren Wörterbüchern — neuern und alten — das fortasse mit wo—h—l übersetzt, nicht mit wol.

Eine große Freude haben Sie mir mit den beiden Sagen gemacht, die, wie man sich sprichwörtlich ausdrückt: „auf einen heißen Stein fielen." Ich arbeitete in den letzten Monaten jeden Tag 14 Stunden, oft d'rüber, und konnte doch nicht durchfinden, und die Sagenbibl. machte mir wahre Noth; da habe ich denn Ihre beiden Sagen brühwarm mit zur Druckerei gesandt und im 11t. Hefte werden Sie sie finden. Dank also, besten Dank! Der „Wink" ist da, und wenn Sie mir mehr spenden wollen und können, so beglücken Sie mich dadurch und nehmen einem armen Lastthiere etwas Arbeit ab; dafür aber wird Sie Gott segnen!

Dazu ist Ihr Styl so schön, ich kann mich auf die Rechtschreibung, auf Ihren richtigen Text bei der Abfassung gänzlich verlassen, und habe nur nöthig, das mir Eingesandte einzuordnen; bei Andern bleibt immer noch weit mehr Arbeit für mich übrig.

Herrn Asmus[17]), den ich für einen sehr braven, thätigen und selbst begabten jungen Mann halte, hätte ich die gewünschte Stelle

von Herzen gegönnt, und auch Ihnen würde die Nähe eines gebildeten jungen Mannes gewiß angenehm gewesen sein; können Sie daher etwas für ihn thun, so nehmen Sie sich seiner freundlichst an.

Georginens Schicksal hat mich tief ergriffen, und wie gern hätte ich ihr auf jede Weise meine Theilnahme gezeigt. Sie aber, lieber Vetter, hat sich seltsam gegen uns (: Mutter und mich:) benommen, indem sie sich gar nicht bei uns zeigte. Daß sie uns bei ihrer Ankunft in Hamburg einen Besuch machen würde, durften wir erwarten; sie unterließ es, und wir konnten nichts Anderes darin sehen, als daß Sie nichts von uns wissen wolle. War das nun vielleicht nur Blödigkeit, so laß sie diese jetzt aufgeben und freundlich zu uns kommen: sie soll mit der innigsten Herzlichkeit aufgenommen werden und gewiß manche frohe Stunde bei uns verleben. Ich liebe die Geselligkeit sehr und bedarf ihrer sogar zu meiner Erholung; nur ausgehen kann ich nicht, weil es mir dazu an Zeit mangelt.

So ist sehr oft unten im Zimmer meiner guten Mutter Besuch, es wird eine Partie*) (?) gemacht, geschwatzt, gelacht u. s. w. und so wie ich mich dann nur von meiner Arbeit abmachen kann, ohne meine Geschäfte zu vernachlässigen, gehe ich hinunter und erhole mich in heitrer, gemüthlicher Umgebung. Kann ich dann auch einmal gar nicht abkommen, so bekümmert das Niemanden, stört auch die Geselligkeit nicht, und mich freut es, meine gute Mutter heiter zu wissen, was sehr mein Wunsch ist. Wenn es irgend angehen will, so erhalte ich mir den Sonntag auch frei; und dann sind immer Freunde bei mir, die sich behaglich fühlen müssen, weil sie oft wieder kommen. Von Büchern etc. wird dann gar nicht geredet,[18]) besonders nicht, wenn diese Dinge meine Gäste nur wenig interessieren, und so hat Georgine

*) Das Wort ist schwer zu entziffern.

ſich von der Schriftſtellerin, vulgo gelehrten Frau, durchaus nichts zu fürchten. Erſtere bleibt oben im Arbeitsſtübchen und Letztere iſt gar nicht vorhanden.

Von der Cholera, die Sie ja nun leider! in der Nähe geſehen haben, möchte ich Ihnen lieber gar nichts reden; ſie wüthet hier fort, wie in Lübeck, und zwar hat ſie uns noch bei ihrem jetzigen Beſuche gezeigt, wer ſie iſt.

Unſer Deich iſt jetzt, ſeit Mitte Juny, zum zweiten Mal von allen Stadtgegenden am ärgſten von ihr heimgeſucht worden, und es hat Tage gegeben, wo ich glaubte, es würde kein Einziger von uns Allen am Leben bleiben. Hier hat ſie Haus bei Haus ihre Leſe gehalten, in manchen Häuſern gänzlich aufgeräumt, ſo in der Wohnung, die nur durch eine einzige von der meinigen getrennt iſt. Auch mein guter alter Land-Dragoner Gerckens (: er kömmt in der Zigeuner-Geſchichte in „Iduna" vor:) iſt vor acht Tagen daran heim gegangen, was mich ſchmerzlich berührte. Doch wird man nach und nach völlig gleich gültig gegen den Tod; ja, man muß ihn für Menſchen, die man an der Cholera leiden ſieht, ſogar wünſchen, weil der Jammer und die Schmerzen allzugroß ſind. Mein guter alter Gerckens rang, nachdem er ſchon 8 Stunden vorher unendlich gelitten hatte, noch volle drei Stunden mit dem Tode — es war ſehr ſchmerzlich — es war faſt mehr, als man zu ertragen vermochte! Als er den letzten Athemzug gethan hatte, fühlte ich mich ordentlich erleichtert.

Meinen Grundſätzen getreu, entziehe ich mich aus feiger Furcht meinen leidenden Brüdern auch jetzt nicht, und ſo könnte ich gar täglich in dem erſten beſten Cholera-Hoſpital als barmherzige Schweſter angeſtellt werden, und da mein Herz jetzt gleichſam von Jammer und Entſetzen geſättigt iſt, bin ich jetzt weniger in Gefahr, als zu Anfang, wo meine Nerven faſt erlagen. Doch welch ein Tod iſt das auch, theurer Freund! Und welche Phyſiognomie hat die Cholera! So,

ſo ſieht nie ein anderer Kranker, ſo nie ein anderer Sterbender aus. Ich muß lächeln, wenn ich leſe, man habe ſich an dieſem oder jenem Orte darüber geſtritten, ob der oder der an der Cholera verſtorben ſei — das können nur die thun, die nie einen ſolchen Kranken geſehen haben, denn wer je einen ſah, kann keinen Augenblick mehr in Zweifel ſein. Ein Übel, das oft innerhalb einer einzigen, ja, einer halben Stunde das blühendſte Leben zerſtört, die muß denn doch wohl ganz eigenthümliche Färbung haben, nicht wahr? Ich will mit geſchloſſenen Augen die Cholera malen, wann ich ſoll. Doch genug von dem Scheußlichen!

Sie dürfen aber nicht Alles ſehen und trinken, was Ihnen ſchmeckt; ſo keinen Gurkenſallat, keine Milch zu Säuren, nicht viel Früchte, kein Eis; ſonſt gewiß Alles. Melonen, die ich leidenſchaftlich gern eſſe, verzehre ich jetzt nur dick mit Zucker und etwas Ingwer beſtreut, was ſie obendrein wohlſchmeckend macht; Früchte werden wenige genoſſen und vor Erkältung hüten wir uns ſorgfältig; trotzdem nennen meine Bekannten mich noch den Waghals, und wirklich erlaube ich meinen Hausgenoſſen weit mehr, als Andere es thun. Unſer Tiſchwein iſt, ſtatt des ſonſt getrunkenen Graves, ein feuriger Teneriffa, zum Frühſtück und Abends trinken wir ein Glas vom allerbeſten Portwein, wovon ich die zweite Kiſte von 24 Flaſchen faſt verbraucht habe; dabei befinden wir uns wohl und ſind, trotz der verpeſteten Gegend, worin wir leider wohnen, verſchont geblieben.

Wie gern, theurer Vetter, würde ich Ihnen die Modeblätter zu ſenden, worin Ihre kleinen angenehmen Muſen-Gaben ſtehen und ſtehen werden; ich habe aber das angenehme Malheur, daß die ganze Auflage vergriffen iſt, ob ich gleich die von Oſtern an um 100 Ex. vermehrt habe; das iſt denn Gottes Segen im Kleinen.

Ihre Frau, die holden Kinder und Amanda ſind beſtens gegrüßt, daß ich letzterer nicht ſchriftlich antworte, wird Sie mir ſchon nachſehen.

Haben Sie einmal etwas für mein Modeblatt (: auch Proſa wäre mir beſonders erwünſcht:) ſo verdienen Sie ſich ein Gotteslohn.

Geschäftliche Notizen, Annecdoten, etc. etc. sind mir sehr nützlich, auch für den Setzer eine wahre Wonne, da es so manches Lückchen auszufüllen giebt. Von Michaelis an hebe ich Ihnen auch ein Modeblatt auf, weil dann die Auflage wieder vergrößert wird.

Carl fühlt sich recht glücklich bei dem Herrn Grösser vor dem Mühlenthore; Gott erhalte mir diesen braven Jungen! Mutter und meine Kinder grüßen Sie herzlich, so wie Ihre Sie wahrhaft verehrende

Amalie Schoppe,
geb. Weise.

Hamburg d. 4t Sept. 1832.
Eiligst!!!

3.

Geschätzter Vetter!

Da uns armen Sterblichen so selten das Glück zu Theil wird, zweien werthen Menschen zugleich zu dienen, will ich die sich mir jetzt darbietende Gelegenheit gleich ergreifen, um Ihnen anzuzeigen, daß ich so glücklich sein werde, Ihnen für Ihre lieben Kinder eine Erzieherin ganz nach Ihrem Sinn und Herzen schaffen zu können. Es ist dies die jüngste Tochter des auch Ihnen gewiß bekannten verstorbenen Musikdirectors Schwencke, Amanda mit Namen, ein liebes, hübsches gesittetes und freundliches Mädchen, die alles das leisten kann, was Sie von einer Erzieherin fordern. Sie ist 20 Jahre alt und seit einem Jahr bei meinem Onkel, dem Probst Hammer in Steinbeck, in Pension gegeben. Sie selbst möchte aber, und ihre Verwandten gleichfalls, daß sie jetzt durch ihre Kenntnisse und Talente, selbst ihr Brod verdiene, und hat uns so gebeten, auf sie zu reflectieren, wenn sich etwas Passendes für sie darbieten sollte. Sie ist der Liebling meiner Verwandten und würde bald der Ihres Hauses werden; das Landleben ist es, was sie dem städtischen vorzieht: kurz, Sie und Amanda würden sehr glücklich mit einander

werden, und dazu leistet Sie in der Musik das Ausgezeichnete. Haben Sie nur das Vertrauen zu mir, so ertheilen Sie mir ein Plain pouvoir, und ich denke die Sache schön zu Stande zu bringen; an Amanda schreibe ich noch heute und bescheide Sie zu mir her, damit durch Zögern mein Plan nicht etwa gar ganz gestört werde.

Vielleicht knüpft sich an dieses noch anderes Erfreuliches, indem Tante sich entschließen könnte, eine Ihrer Verwandtinnen statt Amanda zu nehmen, da sie besonders wohl einer tüchtigen Hülfe in der Wirthschaft bedarf, die Amanda, sich mehr den Wissenschaften zu neigend, nicht zu leisten aufgelegt ist; ich werde auch diesen Ihren Wunsch im Auge behalten.

Ihr Brief, den ich, weil der Sonnabend mein Expeditionstag für beide Zeitschriften ist, nur fragmentarisch beantworten kann, traf gestern, am eilften Geburtstage meines Alphons ein, und dieser erhielt gleich Ihr Buch mit zum Geschenke, hat es auch, ohne es nur aus der Hand zu legen, gleich ganz —*)

tag meines guten Stiefvaters, ist, und eben dieser liebe Stiefgroßvater betete den kleinen Alphons fast an. Sein Wort pflegte zu sein: „Das Herz geht mir auf, wenn ich den Junge ansehe!" fehlte er Sonntags, wo wir Alle immer bei den Großeltern waren, einmal an seinem Platze, dem Großvater gegenüber, so aß der liebe Alte kaum, denn das Kind war seine Wonne, ich möchte sagen, der Demant seines Alters. Rührend war es zu sehen, wie der 72 jährige Greis mit dem Knaben spielte und wie er Mittags, wenn er wußte, daß Alphons aus der Schule kam, auf dem Wege aufpaßte, um den Liebling nur auf ein zwei Augenblicke zu sehen. Allen diesen Dingen gedenken wir nun mit viel gerührter Wehmut und Freundlichkeit, am 17ten, dem Geburtstage des Kindes, dem Todestag des Großvaters,

*) Hier fehlen etwa 14 Zeilen. Es scheint eine Lithographie am Kopfe des Briefes abgeschnitten zu sein.

den ich so innig liebte. Die Liebe eines Greises zu einem so kleinen Wesen hat etwas unaussprechlich Rührendes; ich wenigstens habe bei Tische manchmal still geweint, wenn der gute Greis nur Blicke für mein Kind hatte und immer das Beste für dasselbe auswählte; dazu war er ja nicht einmal durch die Bande des Blutes mit ihm verbunden, da er nur sein Stiefgroßvater war.

So hoch ich auch das Andenken meines rechten Vaters halte, der ein Thüringer, wie Sie, war; so bin ich doch dem Stiefvater so viel Dank schuldig, daß ich seiner nur mit lebhafter Rührung gedenken kann: war er es doch, der mich so sorgfältig unterrichten ließ, daß ich jetzt mein Brod mit Ehren verdienen und meiner Familie von sieben Personen mit meiner Feder eine sorgenlose Existenz sichern kann! Was ich wollte, durfte ich lernen, und die besten Lehrer wurden zu Allem angenommen, und da ich eine rege Wißbegierde besaß, auch ein seltenes Gedächtniß hatte, fiel Manches auf einen fruchtbaren Boden.

Von meinem Onkel, dem Advokaten Hammer, kann ich nur Betrübendes melden: er darbt, und nicht ohne eigene Schuld. Alljährlich bringen wir ein Sümmchen für ihn zusammen, aber ohne daß wir damit helfen, denn das, was wir uns abdarben, wird verschmaust und in Punsch, Wein etc. vertrunken, so wie es nur anlangt. Die Tante ist mein Abscheu! — Dies geht so weit, daß ich nicht in ihrer Nähe weilen kann: mir wird völlig unwohl dann! Ein Geschöpf, das aller innern Wahrheit ermangelt, das heuchelt, lügt, kuppelt selbst, das, ich gestehe es, ist mir eine moralische Mißgeburt, denn bei großer inneren Milde, die mir ein jeder zugesteht, der mich näher kennt, verabscheue ich doch Lügner und Heuchler in

solchem Maaße, daß ich nicht mit ihnen unter einem Dache weilen kann. Dazu ist mir die sogenannte Schönrednerei; die Floskelnsprache, die Unnatur im Menschen höchst wiederwärtig, und in diesem Allen ist die Tante stark. Dazu hat sie ihre Kinder zu Nichtsnutzen erzogen, sie förmlich zur Liederlichkeit angeführt, und durch Schmutz, Unordnung und Verschwendung das ganze häusliche Glück ihres schwachen, aber guten Mannes untergraben, so daß dieser jetzt im Alter darben muß. Sie werden dieses hart finden; aber Gott ist mein Zeuge, daß es strengste Wahrheit ist, und wir Alle haben ganz dieselbe Ansicht über die Tante. Trotzdem habe ich ihr wohlgetan, so viel in meinen Kräften stand, denn die Abneigung darf das Mitleid nicht ausschließen, sonst wird erstere zum Laster.

Meine Stiefschwester Lucie lebt in Kopenhagen — seit einigen Monaten hat sie auf Fehmarn bleiben müssen, weil sie auf ihrer Urlaubsreise dahin an dem dort herrschenden Fieber erkrankte — in den glücklichsten und ehrenvollsten Verhältnissen, indem sie die Kinder des Grafen Holck erzieht, die die edle Prinzeß Christian erziehen läßt. Sie ist der Liebling dieser Fürstin und das so sehr; daß dieselbe ihr alle Woche schreibt, während sie auf Fehmarn bleiben muß; auch behält sie ihr Gehalt, nach vollendeter Erziehung jener Kinder, als Pension; kurz, für sie haben wir auch gesorgt, zumal da sie von einer Tante auch geerbt und außerdem noch eine feste Rente hat. Wir erleben nur Ehre und Freude an dieser Schwester, die, obschon nur meine Stiefschwester, mich mit wahrer verwandtschaftlicher Liebe liebt. Ihre Neffen sind ihr Stolz und ihre Freude und werden dereinst ihr kleines Vermögen erben; Gott lasse ihr langes Leben und die Kinder erst spät, spät diese Erbschaft tun! Ich hoffe die Knaben zu so tüchtigen Männern zu erziehen, daß sie sich selbst ihr Brod gut verdienen können, und Kenntnisse sind das einzige bleibende Kapital.

Sie ſollten nur einmal ſehen, welche Geiſtesthätigkeit unter uns herrſcht, da wird keine Minute verloren, und das ohne allen Arbeitszwang. Es kommt uns kein fremdes Wort vor, kein uns unbekannter Name, die nicht gleich aufgeſucht und nachgeſchlagen werden, bis wir wiſſen, woran wir ſind. Zu dem Ende habe ich eine zwar nicht eben große, doch ausreichende Bibliothek geſammelt, etwa von 1500 Bänden, meißt wiſſenſchaftlicher Werke. Die Alten ſammle ich in der herrlichen, bei Metzler erſcheinenden Überſetzung, woran unſere erſten Sprachforſcher arbeiten, und die ſo vortrefflich iſt, daß die Gelehrten meiner Bekanntſchaft ſie nicht genug rühmen können; das iſt denn einmal ein Schatz für die Knaben, und jetzt einer für mich. Wörterbücher, Sprachlehren, Geographien, Werke über Naturgeſchichte, Phyſik, Botanik, Geſchichte, Geometrie, etc. etc. bilden den Reſt dieſer Sammlung, ſo wie die vollſtändigen Ausgaben von Herder, Goethe, Bürger, Schiller u. ſ. w. Jedes dieſer Bücher habe ich mir abgedarbt, und um ſie ſammeln zu können, mußte ich allem Putze entſagen, was ich gern that, da er mir nur läſtig iſt. Meine Kleidung iſt ganz einfach, aber reinlich und, wo möglich, von guter Form und dauerhaftem Stoffe; ſo halte ich's mit dem Anzuge der Knaben auch, obgleich ich nicht läugnen kann, daß ich auf dieſe weit eitler bin, als ich es ja auf mich ſelbſt geweſen, und wenn ſie Sonntags in ihrem ſchmucken Anzuge zu mir eintreten, freut ſich das Mutterherz über ihren Anblick, wie ſie ſo nett ausſehen, wie ſie ſo ſtattlich ſind! Wenn der Carl im Frühling nicht nach Erfurt geht, wo er vielleicht eine Stelle erhält, pilgert er wohl auf ein zwei Tage nach Lübeck und ſoll dann den Vetter zu Hamberge auch beſuchen.

Über Leonhard S. für heute nichts; nur das, daß ich Ihnen darin beipflichte, daß ein irreligiöſer Menſch eine wahrhaft entſetzliche Erſcheinung iſt. Ich habe einen tief gehenden Widerwillen gegen das jetzige myſtiſche Treiben, indem ich alle diejenigen, welche demſelben huldigen, entweder für Dummköpfe oder — Heuchler erkläre;

aber ein Mensch ohne Religion flößt mir das innigste Mitleid ein und darf weder hier noch Jenseits auf Glück rechnen: es sind dies Geisteskranke, und man muß sie herzlich bedauern.

Meine Plauderzeit ist aus und ich muß schließen. Dank nur noch, und zwar den aufrichtigsten, für Ihren lieben, langen Brief, den ich mit großem Vergnügen gelesen habe.

Ihre liebe Frau und die Kinder sind bestens gegrüßt von

Ihrer

Amalie Schoppe,
geb. Weise.

Über die nordl. Mythologie, mein Steckenpferd, habe ich ein eigenes Werk für die Jugend geschrieben, das eben gedruckt wird. Seltsam genug, hat kein Mensch daran gedacht, daß ein solches fehle. Ich sammle jetzt die Sagen, Märchen und Legenden der freien Städte, Hamburg, Lüb. u. Bremen: könnten Sie mir für Lübeck wohl mit einigem Stoffe aushelfen? Kurze Umrisse, schmucklose Volkserzählung ist es, was ich suche. Um Ihnen einen Begriff von dem Ganzen zu geben, lege ich Ihnen ein, was in den farbigen Umschlag kommt; ich erhielt es eben mit der Korrektur aus der Druckerei zurück, es ist folglich nicht mehr zu gebrauchen, und gütigst von Ihnen dort zu behalten. Behalten Sie die Sache vor Augen und erfreuen mich durch einigen Stoff.

Eiligst! D. O.

Leider entwickelten sich die Kinder nicht so, wie die Mutter hoffte. In ihnen steckte wohl zuviel vom Vater, dem besonders Julius glich. Der älteste, der 1814 geboren war, starb in der Nacht vom letzten Dezember auf den ersten Januar 1833, morgens $3^1/_2$ Uhr, noch nicht 19 Jahre alt. Hebbel tröstete die Mutter in dem Gedichte „Einer Mutter bei dem Tode ihres Sohnes", das in Nr. 4 der „Iduna" 1833 erschien. Amalie Schoppe traf der Schlag schwer, und in den

„Modeblättern", in den „Klängen des Schmerzes" (Jahrgang 1833) klagt sie:

„Der kennt des Lebens Tiefe nicht,
Dem nie ein treues Auge bricht;
Doch wer in diese Tiefe geschaut,
Dem vor dem Leben bangt und graut."

Julius, der fünf französische Romane übersetzte, machte der Mutter nur Kummer, war ein Säufer und kam schließlich ins Gefängnis, Gutzkow sagt sogar: ins Zuchthaus. Als dieser zweite 1844 starb, blieb nur noch Alphons, der durch Vermittlung des Justizrats und Post-Inspektors Albrecht[19]) nach Bergedorf an die Post kam. Doch hier ließ er sich Unredlichkeiten[20]) zuschulden kommen und ging übers große Wasser, wohin die Mutter später folgte. Somit ist auch die oft aufgeworfene Frage beantwortet, warum die Frau Doktor und ihr Sohn zuletzt in Amerika landeten. —

Was Amalie Schoppe geworden ist, verdankt sie nur sich selbst, und wir können nicht anders, als diese tapfere, entschlossene Frau bewundern, die manchem Mann ein Vorbild sein kann. Sie genoß die Liebe und Verehrung aller, die mit ihr zusammen kamen. Die Winterhuder Bauern waren stolz auf ihre „Madame Doktorin", die nicht nur sie und sogar ihr Vieh kurierte, sondern auch sonst in allen Angelegenheiten dem biedern Landvolk mit Rat und Tat zur Seite stand. Andern zu helfen war ja ein Grundzug ihres Wesens. Förderung junger Dichtertalente war geradezu ihre schwache Seite. Sie hat sich auch manches Jünglings angenommen, der es nicht verdiente. (Vgl. die in den Briefen genannten!) Schon in Fehmarn forderte sie einst „Poeten" mit folgenden Worten zum Dichten auf:

„Die Vögel singen nicht egal;
Der singet laut, der andere leise;
Der Hänfling singt nicht wie eine Nachtigall,
Ein jeder hat so seine Weise."

(J. Voß, Chronikartige Beschreibung der Insel Fehmarn, 2. Teil, S. 68.)

Daß sie sich Hebbels annahm, ist also nicht so sehr ein Verdienst; dieses liegt vielmehr darin, daß sie in aufopferungsvoller Weise für ihn tätig war. Für keinen ihrer „Günstlinge" hat sie sich so sehr abgemüht, und in alten Hamburger Journalen hebt man bei einer Würdigung ihrer Person immer hervor, daß sie sich so um Hebbel verdient gemacht habe. (Vgl. z. B. den betr. Passus in der „Eisenbahnzeitung", S. 133 ff!) Sie versuchte ja bekanntlich, ihn in einem Lotteriegeschäft unterzubringen, setzte sich auch mit der Redaktion der „Hamburger Nachrichten" in Verbindung. Aber weder Kuh noch Werner u. a. haben gewußt, daß die gütige Frau Doktorin auch schon gegen Ende 1832 für den jungen Dichter tätig war. Die „Modeblätter" von 1832, Nr. 51, S. 415, enthalten folgende Anzeige, die sich ohne Zweifel auf Hebbel bezieht.

> „Für einen jungen Mann von solidem Charakter, reinen Sitten und ausgezeichneten Geistesgaben, über dessen Fähigkeiten die vollgültigsten Zeugnisse von seinem bisherigen Principale beigebracht werden können, wird eine Stelle als Privatsecretair gesucht. Obgleich nun solche Anzeigen und Nachweisungen nicht in der Tendenz dieser Zeitschrift liegen, so sehen wir uns doch in diesem ganz besonderen Falle zu einer Ausnahme veranlaßt, und ersuchen Reflectierende, sich güthigst in frankirten Briefen wegen näherer Auskunft wenden zu wollen: an die Redaktion der „Neuen Pariser Modeblätter" in Hamburg."

Schließlich brachte sie ja einige Geldmittel auf und verschaffte dem Dichter Freitische. Daß aber auch Campe später für Hebbel gesammelt hat, war bislang unbekannt, und es ist das Verdienst von Theobald Bieder, dem die Hebbelforschung auch sonst manches verdankt, darauf zum erstenmal aufmerksam gemacht zu haben. In seinem Besitz war (jetzt Museum Wesselburen!) ein kleines Schreiben Carl Heines:

Hamburg, 24. März 1836.

Herrn Julius Campe, Wohlgeboren.

In Beantwortung Ihrer werthen Zeilen ſchicke ich Ihnen hierbei für den Studioſus Hebbel 1 St. Frd'or u. empfehle mich Ihnen ganz ergebenſt

Carl Heine.

Sollte nicht auch auf dieſe Sammlung Campes jene erwähnte Notiz in der „Eiſenbahnzeitung" anſpielen? (Vgl. bei mir Seite 133.) Es wäre immerhin intereſſant, wenn man erfahren könnte, wie hoch die Summe geweſen iſt, die der Buchhändler ſammelte. In Hebbels Aufzeichnungen ſteht nichts davon, doch das wäre noch kein Gegenbeweis; denn, wie ich an vielen Stellen dieſes Buches nachgewieſen habe, hat der Dichter manches nicht aufgeſchrieben und manches falſch dargeſtellt. Eine gewiſſe kritiſche Reſerve ſcheint mir nach meinen Erfahrungen bei Hebbel überhaupt angebracht zu ſein.

Im Winter 1835 kam der Dichter endlich nach Hamburg und wurde von Amalie Schoppe aufgenommen, als wenn er ihr Sohn wäre. Was Hebbel ſeinem Dithmarſcher Herren ſo ſehr zum Vorwurf machte, daß er ihn geſellſchaftlich ſo weit von ſich ſtieß, das tat die Frau Doktorin nicht, obwohl ſie den Kirchſpielvogt in dieſer Hinſicht weit überragte. Sie war, um es mit einem kurzen Wort zu ſagen, eine vollendete Dame, die in ihrem Hauſe die beſten der Hamburger Geſellſchaft ſah und die einſt am Hofe des Königs von Württemberg — ſie beſuchte damals ihre ſüddeutſchen Freunde — wegen ihres reichen Wiſſens, ihres ſprühenden Witzes vom Herrſcher durch die Überreichung einer goldenen Uhr ausgezeichnet wurde. Es war durchaus nötig, daß ſie dem ſteifen, unbeholfenen Dithmarſchen Verhaltungsmaßregeln gab; denn er durfte ſeine Gönnerin auf keinen Fall bloßſtellen. Hebbel, der in der Heimat eine große Rolle geſpielt hatte, konnte ſich ſicher wenig in Zucht nehmen — „Moquieren dürfen Sie ſich nicht" (Bornſtein II, S. 141) — und ſein ganzes geſellſchaftliches Auftreten ſtand zu ſeinem dichteriſchen

Selbstgefühl in einem umgekehrten Verhältnis. Gewiß sind ihre Belehrungen wohl etwas gouvernantenhaft gewesen, Hebbel hätte aber lieber über diesen Punkt schweigen und der Frau Doktorin darüber keine Vorwürfe machen sollen, zumal er schon 1836 in sein Tagebuch (I, S. 31) schreibt: „Das gesellschaftliche Leben in all seinen Nüancen ist kein bloßer Konflux bodenloser Zufälligkeiten; es ist das Produkt der Erfahrung ganzer Jahrtausende, und unsere Aufgabe ist, die Richtigkeit dieser Erfahrungen aufzufassen." Wir müssen überhaupt in der Beurteilung des Verhältnisses beider eines nicht vergessen: Amalie hatte noch nicht den „großen" Hebbel vor sich, sondern den werdenden, ringenden. Vor allen Dingen verurteilte sie seine Stellung zu Elise Lensing, wohl nicht das Verhältnis an sich, sondern die Formen, die es annahm. Kuh spricht spöttisch von der „sittenrichterlichen" Jugendschriftstellerin, vergißt aber ganz, daß Amalie Schoppes ganze Stellung es forderte, dies unsittliche — und das war es doch nach den Begriffen ihrer Kreise — Verhältnis zu verdammen. Wer weiß, ob sie es in anderer Stellung getan hätte. Hebt sie nicht in jenem Briefe an ihren Vetter (Seite 29) ausdrücklich hervor, daß die Modeblätter sich des Rufes der sittlichen Tendenz erfreuen. Mag auch die Schoppe hin und wieder ein hartes Wort über die unglückliche Elise gesagt haben, ihr macht man daraus eine „Todsünde", und bei Hebbel, der sich tausendmal schwerer versündigte, redet man von der Selbsterhaltung. Nun, war's nicht auch Selbsterhaltung bei der Schoppe? Es fehlt mir an positiven Unterlagen, das ganze Verhältnis zwischen beiden, wie es besonders im „Memorial" zum Ausdruck kommt, zu beleuchten. Ich greife nur die Punkte heraus, bei denen ich andere Aussagen als nur Hebbels anführen kann. Ich bin überzeugt, daß sich beim Dichter noch mehr Angriffsflächen finden und sich noch mehr Breschen in die Mauer seiner Verteidigungen schießen ließen. Bei der Erörterung über den Verbleib der Briefe Hebbels an seine Gönnerin werde ich diesen Punkt erneut streifen.

In dem erwähnten Memorial (Friedrich Hebbels Briefe, Nachlese Band I, S. 98 ff.) heißt es u. a.: „Im July 1835 verlangten Sie von mir einen Schritt, der jeden, den Sie für mich gethan, aufwiegt. Sie waren mit ihrem Buchdrucker, Herrn J. H. Meldau in Hamburg, in Irrungen gerathen, und hatten diesen Mann, indem Sie sich durch einen seiner Burschen in den Besitz der Abonnentenlisten zu setzen wußten, Ihr Modeblatt ohne Weiteres weggenommen. Da Herr J. H. Meldau sich dieses nicht gefallen ließ, sondern Ihnen entgegen arbeitete, so faßten Sie, als Parthei, einen Aufsatz, voll der härtesten Beschuldigungen, gegen ihn ab, ließen ihn von mir unterschreiben und gaben ihn in ein hiesiges Blatt. Sie haben Sich wohl nie gefragt, was die Einwilligung zu einem solchen Mißbrauch meines Namens mich kostete*); es ist Ihnen wohl nie eingefallen, daß Sie sich für Ihre Wohlthaten auf Kosten meiner Ehre und meines Gewissens (konnte ich facta, die ich nicht kannte, bestätigen? betrogen Sie nicht durch mich das Publicum, indem Sie Ihre eigene Ansicht durch meinen Namen zu der eines Unpartheiischen zu stempeln suchten?) auf Kosten meiner bürgerlichen Sicherheit (hatte Herr J. H. Meldau nicht Grund und Recht, ein Verfahren gegen mich einzuleiten?) und auf Kosten meiner Stellung gegen Bekannte und Unbekannte (die schlimmsten Dinge mußte ich darüber von verschiedensten Seiten hören) mit Wucher bezahlt machen?" Gewiß, das ist so genommen eine schwere, ja niederschmetternde Anklage für Amalie Schoppe. Doch so spricht der gereizte, einsame Hebbel, dessen starke Seite nie Gerechtigkeit gegen andere war, von Dankbarkeit gar nicht zu reden.

Aber wie war nun diese Angelegenheit in Wirklichkeit? Nach vieler Mühe ist es mir endlich gelungen, den erwähnten Aufsatz aufzufinden. (Vgl. auch Briefwechsel II,

*) Vgl. darüber Tagebuch I S. 11!

S. 47, Anmerkung!) Ich lasse ihn in den Anmerkungen ungekürzt folgen[21]). Der „Hamburger Beobachter" vom 11. Juli 1835, Nr. 28, S. 220, brachte nicht nur diesen höchst interessanten Artikel, sondern ließ eine Polemik folgen, die gerade zeigt, daß Hebbel die Angelegenheit viel zu pessimistisch ansah und zum mindesten stark übertrieb. J. H. Meldau antwortete schon in nächster Nummer „Nöthige Erwiderung auf eine unanständige und pasquillantische Anzapfung". Aber diese Entgegnung beweist deutlich, wie übertrieben, ja überflüssig des Dichters Befürchtungen in bezug auf seine Person waren; denn Meldau schiebt in den Eingangssätzen den Strohmann Hebbel mit kurzen Worten zur Seite und stürzt gleich auf den wirklichen Feind. „Die Frau Doktor Schoppe selbst, nicht der unschuldige, vorgeschobene Hebbel hat ihn (den Aufsatz!) verfaßt; man erkennt den Vogel an seinen Federn." (Hamb. Beobachter 1835 Nr 29, S. 228.) Doch die Schoppe glaubte sich wirklich im Recht als sie Hebbel jenen Aufsatz zur Unterschrift vorlegte, und sie scheut sich keineswegs, die schweren Anschuldigungen für die sie Zeugen unter Namensnennung anführt, auch mit ihrem eigenen Namen zu decken. Die Polemik, bei der der leidige Mammon eigentlich der Angelpunkt war, schloß mit einer Antwort des Angegriffenen, und die Redaktion überließ es dem Publikum, nun selbst zu urteilen. Ich habe den Eindruck gehabt, daß beide sich im Recht glaubten und Amalie Schoppe in den Hauptpunkten nicht so ganz unrecht hatte. Das zeigte auch am besten die Folgezeit. J. H. Meldau übernahm wieder den Verlag der „Modeblätter". Das muß doch wohl mehr von ihm ausgegangen sein; denn Amalie Schoppe mußte es doch nicht schwer fallen, für ihr blühendes Unternehmen einen Verleger zu finden.

Noch einen andern Punkt möchte ich herausgreifen. Hebbel schreibt in seinem Tagebuche: „Als mein Bruder mich einmal besuchte und nicht gleich den ersten Tag wieder fortgeschickt wurde,

mußte ich eine Szene befürchten und ihn nur schnell wieder auf den Brunsbütteler Ewer packen." (Tageb. I, S. 383.) Also auch in solche intimen Angelegenheiten mischte sich die Frau Doktorin, diese Bevormundung ging aber doch wirklich zu weit! Nun haben wir aber noch eine andere Darstellung dieses Falles. In einem kaum beachteten und jetzt vergessenen Artikel Leopold Albertis im „Hamb. Correspondenten" vom 26. August 1877, Nr. 202, Sonntagsbeilage, wird diese Angelegenheit ebenfalls erörtert. „... Mir ist namentlich das Verhältniß zwischen Hebbel und seinem Bruder Johann nicht ganz unbekannt geblieben. Letzterer klagte mir, ‚daß für ihn mit Christian Friedrich nicht zu leben sei,' und der kurze Verkehr, den ich in Hamburg zwischen den beiden sich abspielen sah, bestätigte Johann's Klage vollauf. Es ist nicht geschichtlich, wenn von Kuh angegeben wird, daß Johann „in der Eigenschaft eines Laufburschen und Aufpassers beim Billard in einer Hamburger Caffeeschenke fungirte". Er war in Hamburg nur bei seinem Bruder zu Besuch, war, so gut es gehen wollte, bei uns einlogirt und hätte eine solche Dienststellung, wie angegeben, haben sollen. Es fand sich aber dergleichen für den vierschrötigen Johann nicht, und wollte er in Hamburg existieren, so blieb ihm vor der Hand nur übrig, sich zum Kohlen- und Lasttragen herzugeben. Dazu war er nicht gewillt, und Hebbel gerieth deshalb in einen großen Zorn. Er legte der Weigerung Johann's die ehrenrührigsten Gründe unter, wie Arbeitsscheu, Lust, nur auf seine (Hebbels) Kosten bei der Mutter zu leben u. s. w. Genug, Johann mußte eilfertig wieder heimwärts trollen, und er war auch froh, dem Christian Friedrich dadurch zu entkommen." Sieht die Sache nun nicht ganz anders aus, und ist Amalie Schoppe in diesem Punkt nicht glänzend gerechtfertigt? Man entgegne nicht, das ist eine Aussage von Leopold Alberti! An anderer Stelle habe ich auch dieses Verhältnis neu beleuchtet. (Vergl. bei mir S. 105!) Alberti war damals ein ruhiger Mann geworden und müde von der neuen Welt nach der Heimat zurück-

gekehrt. Er polemisierte ja auch nicht gegen Hebbel, sondern nur gegen Kuh. Die von mir zitierte Tagebuchstelle war ihm völlig unbekannt, somit konnte Alberti ja nicht im leisesten die Absicht haben, die Schoppe von einem häßlichen Verdacht zu reinigen. Wir können und müssen hier annehmen, daß Hebbel in dieser Aufzeichnung nicht objektiv gewesen ist. (War er's auch sonst manchmal nicht?)

Amalie Schoppe hat nach meiner Auffassung das Beste mit Hebbel vorgehabt. Auf jeden Fall hat sich das Verhältnis durch Zwischenträgereien zugespitzt. Im tiefsten Grunde lag es wohl daran, daß *ihre beiden Charaktere im schroffen Gegensatz* standen. „Gut, arglos und vertrauensvoll wie sie war, außerdem von der Natur zum Enthusiasmus geneigt und leicht gewonnen, ist es kein Wunder, daß ihre Güte häufig genug mißbraucht und mit Undank belohnt wurde, und daß sie mitunter in Mißhelligkeiten mit Menschen gerieth, welchen sie die größte Hingebung bewiesen hatte. Von Feindlichgesinnten wurde ihr dies häufig als Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit ausgelegt, jedoch sehr mit Unrecht; denn alten ächten Freunden, die ihrer Liebe würdig waren, bewahrte sie durchs ganze Leben eine warme unwandelbare Zuneigung, und in jenen Fällen, wo später Zerwürfnisse eintraten, waren sie gewöhnlich nur die natürlichen, unvermeidlichen Folgen zu rasch gefaßten Vertrauens." (Ottilie Assing a. a. O.) Ist es nicht, als wenn sie diese Zeilen in bezug auf Amalie und Hebbel geschrieben habe? Soviel ist mir klar geworden, die Doktorin ist besser als ihr Ruf, und der Dichter hat sich in der Darstellung seines Verhältnisses zu sehr von persönlichen, nicht sachlichen Motiven leiten lassen.

Nach dem Bruche zwischen beiden ist es wohl noch zu gelegentlichen Aussöhnungen gekommen. Aber bald verließen beide Hamburg. Amalie Schoppe siedelte 1842 nach Jena über. Auch hier öffneten sich der seltsamen Frau wieder alle Kreise. Karoline von Wolzogen, geborene von Lengefeld, Schillers Biographin, wurde

u. a. mit ihr bekannt und befreundet. Ihr widmete die Schoppe auch den Roman „Polyxena".

Doch schon nach zwei Jahren kehrte sie nach der alten Heimat zurück. Da sie ihren Besitz verkauft hatte, wechselte sie ihre Wohnung mehrmals, bis sie endlich am 1. Juli 1851 ihrem Sohne Alphons nach Amerika folgte. Emil Kuh unterrichtet uns über die Zeit der Übersiedlung und ihr Ende ganz falsch. „Beinahe gleichzeitig (es ist vom Tode Elisens die Rede!) hatte Amalie Schoppe Hamburg verlassen, um nach Amerika auszuwandern, wo sie bald danach starb." (S. 399.)

In Wirklichkeit wohnte sie noch recht lange dort, zuerst in New York, dann in Shenectady[22]). Dort hatte Alphons nämlich in einer Maschinenfabrik Anstellung gefunden. Auch hier fand die geistig noch immer regsame Frau bald einen auserlesenen Bekanntenkreis. Besonders verkehrte sie viel mit den Lehrern der Universität, vor allem mit Professor Peißner[23]). Für einige Zeit mußte sie wieder die neue Heimat verlassen; denn ihr jüngster Sohn, jetzt im Staatsdienst, wurde nach Albany[24]) und Utica versetzt. 1858 kehrte Amalie Schoppe nach dem geliebten Shenectady zurück, stürmisch begrüßt von ihren alten Freunden und den Armen, die manche Wohltat von ihrer linden Hand empfangen hatten. Aber sie, die zeitlebens andern geholfen hatte, geriet zuletzt noch in Not. Alphons verspekulierte das Vermögen der Mutter, die nun wieder zur Schriftstellerei und zum Unterricht zurückgreifen mußte. Für mehrere große deutsche Journale schrieb sie Korrespondenzberichte und ließ in Stuttgart ihr letztes Buch erscheinen: „Die Holsteiner in Amerika, eine Erzählung für Kinder". Dazu kamen noch körperliche Leiden; Rheumatismus und Herzübel zwangen sie, im Stübchen zu sitzen, anstatt in der geliebten Natur zu weilen. Am 28. September 1858 legte sie sich abends zur Ruh und wechselte noch mit ihrer alten treuen Magd Minna Steiner den Gutenachtgruß, nicht ahnend, daß sie nie wieder den hellen Morgen schauen würde. Am 1. Oktober 1858

brachten „The Evening Star“ und „The Reflector and Democrat“ ihre Todesanzeige: „Died: In this City, suddenly, Wednesday Evening, at 11 o'clock, M'me Amalia Schoppe, aged 67 years. Friends and acquaintances are invited to attend her funeral from the Presbyterian Church this afternoon, at $4^1/_2$ o'clock.“

Wie sehr man die von einigen Hebbelfreunden so sehr verleumdete Doktorin auch jenseits des großen Wassers geschätzt hatte, das zeigte sich erst in vollem Glanze nach ihrem Tode. Das „Union College“ stiftete ihr auf seinem Privat-Begräbnisplatz die letzte Ruhestätte. Schriftsteller und Beamte trugen den Sarg, dem im langen Zuge Sohn und Schwiegertochter, Studenten und Professoren, Landsleute und Damen des Städtchens folgten. Nach der Predigt des alten ehrwürdigen Geistlichen der Presbyterianer-Kirche sprach der Präsident der Hochschule das Gebet. Und als man nun die Leiche hinabsenkte in die kalte, fremde Erde, da bogen sich die stolzen Wipfel der Kirchhofsfichten, unter denen die Tote so manches Mal gewandelt, ächzend im tobenden Gewittersturm — — —

Ihre dankbaren Schülerinnen — ein herrliches Zeugnis für die Lehrerin! — errichteten ihr ein Monument, das auf der Vorderseite die Inschrift trägt:

Amalia Schoppe
Geb. Weise.
Born in Germany
Oct. 9 1791.
Died at Shenectady
Sept. 29 1858.

Rückseite:

Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer
Ruht sie vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.

F. Hebbel.

Erected by her affectionate pupils.

Und die Spur von ihren letzten Erdentagen ist auch noch h e u t e in Amerika nicht untergegangen. Am 9. Oktober 1891 feierten

Schenectady und Umgegend den 100 jährigen Geburtstag der einst so sehr verehrten Amalie Schoppe. —

Wo sind eigentlich Hebbels Briefe an Amalie Schoppe geblieben? Diese wichtige Frage hat man schon manchmal zu beantworten versucht, aber noch nie einwandfrei beantworten können. Fast alle Hebbelforscher haben nach diesen Dokumenten gesucht. Mir liegen Briefe R. M. Werners vor, daß er mit Hilfe eines amerikanischen Professors versucht habe, die Korrespondenz zu erlangen. Aber leider klagt er, daß alle Mühe vergeblich gewesen sei. Paul Bornstein glaubt nun, endlich die Antwort geben zu können. „Da in einem ungedruckten und bisher unbeachteten Schreiben vom 27. Februar 1848 die Schoppe selbst der sie um Hebbelautographen ersuchenden Ludmilla Assing mitteilt, sie habe ‚Alles von H. zerstört', so haben wir auf eine Vermehrung des gegenwärtigen Bestandes, zum mindesten für die wichtigste Zeit, d. h. bis zu dem im Mai 1840 erfolgten Bruch zwischen Hebbel und der Schoppe, nicht mehr zu rechnen." (Bornstein II, S. XIV.) Allein, auch dieser Forscher kennt nicht den wahren Sachverhalt. Dank der Güte des schon mehrfach von mir genannten Herrn J. Voß, bin ich in der glücklichen Lage, die so oft diskutierte Frage endgültig beantworten zu können.

Es wird uns nicht mehr wundern, daß es keinem gelang, die Nachkommen der Schoppe ausfindig zu machen, wenn ich mitteile, daß diese den Namen Schoppe gar nicht mehr tragen. Dem Notar Ernst Knauer in New York und dem Redakteur Thon in Schenectady gebührt das Verdienst, Licht in diese dunkle Sache hineingebracht zu haben. Ihren langen Bemühungen ist es gelungen, Alphons Frau ausfindig zu machen. Sie entpuppte sich als Frau eines Hotelbesitzers in Brooklyn und nannte sich Philippine Deckelmann[25]). Sie hat nun authentischen Aufschluß darüber gegeben, wo die Hebbelbriefe geblieben sind. Nach dem Tode ihrer Schwiegermutter habe Hebbel, — zugleich mit der Übersendung der Grabschrift

an Professor Peißner, — ihrem Manne geschrieben, er möge ihm aus dem Nachlaß seine Briefe zurückschicken. Doch sei ihm von Alphons geantwortet, und zwar in einem ziemlich groben Schreiben, daß ihm nichts zurückgegeben werde, weil er so schlecht an der Mutter gehandelt habe und infolge seiner Anfrage wäre *nun alles verbrannt*. Der Professor ist heute schon lange tot, und es ist unaufgeklärt geblieben, ob er nur Briefe — er bezeichnet sie als „affectioned letters" — aus der Zeit von 1851—58 meint oder überhaupt alle. In einem Briefe von J. Voß an Schlömer vom 26. Sept. 97, in welchem diese Frage näher erörtert ist, steht freilich, daß Peißner behauptet habe, es wären nur Schreiben aus den letzten Jahren gewesen. Doch dann müßte man annehmen, daß Hebbel und seine alte Gönnerin später wieder in Briefwechsel gestanden hätten. Das war bislang unbekannt, und keine Spur weist darauf hin. Ich habe allerdings in einem Verzeichnis der Briefe Hebbels, das Schlömer im Verein mit Frau Hebbel zusammenstellte, gefunden, daß Amalie Schoppe am 20. März 1855 an den Dichter aus Utica einen Brief gesandt hat. Bei Werner oder einem andern wird er nicht erwähnt, ist also wohl, wie manche, die in jenem Verzeichnis stehen, verloren gegangen oder noch verborgen. Ich glaube, daß Peißner sich geirrt hat (oder der, der einst die englische Gedächtnisschrift übersetzte); denn dann hätte der Dichter seine Briefe schon längst wieder in Händen gehabt, und Alphons hätte wohl schwerlich im Zorn Korrespondenzen aus den letzten Jahren, die doch gewiß harmloserer Natur gewesen wären, den Flammen übergeben. Wir dürfen annehmen, daß die Hebbelbriefe aus der Jugendzeit vorhanden gewesen sind. Bornsteins Erklärung der Frage ist *nicht* richtig. Amalie Schoppe hat nicht „alles von H. verbrannt". Vielleicht soll sich jene zitierte Stelle wohl gar auf Gedichtmanuskripte beziehen? Sei dem nun, wie es sei. *Eine Bereicherung der Hebbelbriefe von dieser Seite aus ist gänzlich ausgeschlossen.*

Elise Lensing.

Antje Margaretha geb. Schubart hat uns einst den Dichter geschenkt, Christine Engehausen ihn verwandelt und Elise Lensing ihn uns in schwerster Zeit, unter williger Aufopferung ihres Selbst, erhalten. Die großen Opfer, die sie gebracht hat, konnte im Grunde genommen auch nur ein Weib bringen. Deutschlands Frauen können stolz darauf sein, die edle Elise Lensing zu den ihrigen rechnen zu dürfen. Sie verdient unser Mitleid und unsere Bewunderung. Bislang schwankte ihr Charakterbild in der Geschichte, und an positiven Tatsachen wußten wir recht wenig von ihr. Aber was schon mancher ahnte und aussprach, daß sie besser sein müsse als ihr Ruf, bestätigen meine Forschungen. Verleumdung und Zynismus haben ihr Bild beschmutzt; ich habe versucht, es rein zu waschen, dabei Reflexionen tunlichst vermieden und die Wucht der Tatsachen sprechen lassen. Wir dürfen Elise Lensing nicht einfach beiseite schieben, wie es manche gern möchten. Es ist eine Ehrenpflicht des Deutschen Volkes, zu ihrem Gedächtnis zu reden, was sie einstens getan ...

Nach Hebbels Tagebucheinzeichnung (I, S. 372) nahm man bislang immer an, daß Elise Lensing in Leezen geboren wäre. Ja, Werner bestimmt den Ort noch näher und schreibt: „Leezen liegt auf der östlichen Seite von Schleswig-Holstein gegen Oldesloe zu." (Werner, S. 68.) Als Datum der Geburt gibt er den 18. Oktober an. Aber leider irren sich Richard Maria Werner und alle die-

jenigen, die jene Angaben im guten Glauben übernahmen. Im Kirchenbuch des holsteinischen Ortes Leezen ist weder 1804, noch früher oder später der Name Lensing zu finden. Da nun manches im Leben des Mädchens auf die Magdeburger Gegend weist, setzte ich hier meine Forschungen fort, und endlich gelang es mir, Elisens Geburtsort einwandfrei festzustellen. Dabei fand ich denn zugleich, daß auch der Geburtstag bislang immer falsch angegeben worden ist. Maria Dorothea Elisabeth Lensing, Tochter des Chirurgus Johann Friedrich Arnold Lensing und der Caroline Maria geb. Behrens[1]), ist am 14. Oktober 1804 zu Lenzen[2]) a. d. Elbe (West-Prignitz) geboren. Hebbel schrieb bekanntlich nicht sehr leserlich, und seine Eigennamen sind besonders schwer zu entziffern. So mag es gekommen sein, daß uns statt Lenzen[3]) „Leezen" überliefert worden ist. Woher stammt das falsche Datum der Geburt? Kuh hat es uns nicht angegeben, wir finden es nur bei Werner S. 68. Es könnte nun ja gewesen sein, daß Elise selber den 18. Oktober gefeiert hat. Derartige Irrtümer sind bekanntlich nicht selten. Doch es spricht eine Briefstelle[4]) dagegen. Hebbel schreibt am 14. Oktober 1844 aus Rom an Elise: „Wann ich ihn schließen und absenden werde, weiß ich noch nicht, aber an Deinem Geburtstage muß ich dir wenigstens einige Zeilen schreiben und dir Glück wünschen." (Bamberg I, S. 349, und Briefwechsel III, S. 164.)

Der Irrtum ist auf andere Weise entstanden, und zwar durch falsche Berechnung. Im Totenregister des St. Georger Begräbnisplatzes fand man angegeben: 50 Jahre, 1 Monat alt. R. M. Werner, der nirgends in den Papieren und Aufzeichnungen genaue Angaben vorfand, schrieb an Schlömer: „Steht auf dem jetzigen Grabstein das Geburtsjahr der unglücklichen Elise? Wenn ja, bitte ich Sie herzlich, mir die Daten genau anzugeben." (Brief vom 16. 8. 99

aus Weimar.) Es wurde Werner nun die erwähnte Eintragung mitgeteilt, und so ist schließlich die irrtümliche Angabe entstanden. (Vgl. auch Tagebuch I, S. 372, Anmerkung!)

Elise Lensings Vater war Witwer, als er sich am 12. August 1803 mit der Tochter des Küsters und Lehrers Julius Heinrich Christoph Behrend aus Pinnow[5]) (West-Prignitz) zum zweitenmal verheiratete. Elises Großvater starb am 16. April 1833, und die Großmutter Maria Luise geb. Thiele verschied schon am 2. Februar 1823 an einem hitzigen Nervenfieber. Lensings erste Frau Katharina Maria geb. Lau war bereits am 15. Januar 1802 kinderlos ins Grab gesunken. Er selber war Stadt-Chirurgus. „Gleichzeitig mit ... wissenschaftlich gebildeten Ärzten waren hier (in Lenzen!) bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts noch Chirurgen tätig." (Zander, Chronik der Stadt Lenzen, S. 148.) Der Ort war nicht so weltentlegen als Wesselburen, hatte damals fast 3000 Einwohner und regen Verkehr. Zwei große Heerstraßen kreuzten sich hier: Magdeburg-Hamburg und Berlin-Hamburg. Es lagen allein an 100 Postpferde in Lenzen. Wegen der nahen Grenzen von Hannover und Mecklenburg waren hier auch zahlreiche Grenzbeamte unter einem Inspektor stationiert.

Lensing wurde wahnsinnig und kam wahrscheinlich in eine Irrenanstalt; denn der Name verschwindet aus den Kirchenbüchern.

Als die kleine Elise fast 12 Jahre alt war, reichte die Mutter dem „Bürger und Schiffsbauer" Johann Jacob Arndt Ziese am 23. August 1816 die Hand zum neuen Ehebund. Lenzen selbst besaß damals keine Werften, obgleich dort mehrere Schiffszimmerleute wohnten, die im Sommer in Hamburg arbeiteten und den Winter über bei ihren Familien wohnten und sich durch Anfertigung von Trögen und Mulden noch etwas nebenbei verdienten. Ziese zog schließlich, wohl der Bequemlichkeit halber, ganz nach der Hansestadt. Hier wechselte er seinen Beruf und wurde Schiffer. 1836 ließ er sich von seinem Nachbar, dem Schiffer E. W. Roessel[6]),

dessen Elbschiff „verschreiben". Elise lieh ihm dazu von ihren „wenigen Thalern", die aber durch notariellen Vertrag sichergestellt wurden. Bislang hatte Ziese durch seine Fahrten wenig verdient und knüpfte an sein eigenes Schiff große Hoffnungen. „Gott gebe, daß dein Stiefvater endlich einmal eine gute Fahrt habe," (Briefwechsel I, S. 56) schrieb Hebbel, der im übrigen mit der „Nößelschen Verschreibung" nicht einverstanden war. Es scheint, als wenn Roessel auch noch Anteil an dem Schiff behalten hat. Viele hatten damals „Schiffsparte". Er hatte sich allerdings bei der „Verschreibung" von Ziese übervorteilen lassen und eine Ungültigkeit des Vertrages zu erlangen versucht und auch 1837 durchgesetzt. „Doch könnt' ich ... wenn Stößel (!) Deinem Vater das Fahren nicht länger erlaubte, darin eben kein Unglück sehen; zu Wasser wird er nie auf einen grünen Zweig kommen, als Schiffbauer aber muß es ihm, falls er das Handwerk versteht, leicht werden, seine Familie zu ernähren." (Briefwechsel I, S. 204.) Später verzeichnet ihn auch das Adreßbuch als Schiffsbauer, resp. Schiffszimmermann. Im Kirchhofsregister steht allerdings bei Elisens Tod verzeichnet: Vater Tischlermeister.

Elise hat nach Ausweis der Kirchenbücher in Lenzen keine Geschwister gehabt, doch scheint in Hamburg noch ein Kind geboren zu sein. (Vgl. Briefwechsel I, S. 323!) Das Mädchen kam nach der Wiederverheiratung der Mutter auf kurze Zeit nach Berlin, wo wahrscheinlich Verwandte väterlicherseits wohnten. Ziese stammte aus Magdeburg, wohin Elise später auch einmal verreiste[7]).

Das Kind, von Natur begabt, hat einen vorzüglichen Schulunterricht genossen. Schon 1727 wurde in Lenzen eine besondere Mädchenklasse eingerichtet, der ein „Jungfernlehrer" vorstand. Als die kleine Elise zur Schule kam, waren schon zwei Klassen vorhanden. Sie hat den Unterricht des überaus tüchtigen Johann Simon Schulz genossen, von dem Herr F. Möllmann-Lenzen mir folgendes berichtet: „Er war ein ausgezeichneter Lehrer. Ich habe vor 15 Jahren einen

Bericht von ihm über die Arbeit eines Jahres gelesen, der bezeugt, daß er die Mädchen weiter förderte, als sonst üblich war und daß er mit klarem Blicke erkannte, was in den einzelnen Fächern Wert hat und als Schleifstein des Geistes dienen konnte, und wie man die Dinge zum Zwecke selbständiger Verarbeitung an die Kinder zu bringen hat ... Der Lehrer und die ganzen Verhältnisse in Lenzen sind für Elise Lensing unbedingt von tiefgehendstem Einflusse gewesen."

Um 1820 kam Elise auf ein Gut in der Nähe ihres Heimatsortes. „Der Hauptmann, der sich entschloß, sie erziehen zu lassen, weil ihm ihr schüchternes Wesen gefiel." (Tagebuch I, S. 372.) Selbstverständlich muß er auch den Eindruck gehabt haben, daß sie bildungsfähig sei. Nach meinen Nachforschungen war der Hauptmann auch zugleich der Gutsherr und höchst wahrscheinlich Johann Roohrt auf Breetz ($1^1/_2$ Stunde von Lenzen), der aus den Freiheitskriegen als Hauptmann heimkehrte und 1860 starb. Er schickte das Mädchen nach Magdeburg in die höhere Töchterschule und in das Pensionat des Pädagogen Heyse. Hier ist Elise zur Lehrerin ausgebildet worden und hat späterhin in Calbe eine Zeit amtiert.

Dann zog sie auch nach Hamburg und „wohnte mit ihrer Mutter und ihrem Stiefvater Ziese, armen Leuten, am Stadtdeich, ernährte sich von ihrer Hände Arbeit und hatte ein sehr kleines Sümmchen, einige Spar- oder Erbgroschen als Nachhülfe". (Kuh, S. 144.) Doch dies stimmt nicht ganz! Aber auch Werner (S. 68) muß ich widersprechen, daß die Mutter Eigentümerin des Hauses gewesen sei; denn im Tagebuch (II, S. 176) schreibt Hebbel, daß Elise die Mietesschuld drücke und weiterhin, daß der Hauswirt Elise die Wohnung gekündigt habe, und tatsächlich sind das Mädchen und ihre Eltern im folgenden Jahre (1843) nach der Langenreihe verzogen. Wenn sie also auch wohl nicht Hausbesitzere waren, zu den „armen Leuten" dürfen wir sie dennoch nicht rechnen. Solche Menschen wohnten in engen Hinterwohnungen, Höfen und den sogenannten „Sählen",

und der Stadtdeich war damals nicht gerade eine Gegend der untersten Schichten.

Elisens Stellung zu ihren Eltern war eine durchaus selbständige; sie führte teilweise einen eigenen Haushalt, hatte eigene Möbel und hielt sich von Anfang an ein Dienstmädchen, „die infame Tine", die in den Briefen sehr oft erwähnt wird und eigentlich Albertine hieß. Die Zinsen ihres kleinen Kapitals, das 6—700 Taler wohl nicht überstiegen hat, reichten doch zu solchem Leben nicht aus. Das Geld stammte auf jeden Fall von ihrem Vater, der aus guter Familie war, einziger Sohn des Stadtchirurgus Lensing aus Tecklenburg (Westfalen). Gutzkow hat ja allerdings eine Erklärung gegeben, die ich aber nur für eine häßliche und erlogene Verleumdung halte.

„... Elise Lensing, die in Wahrheit eine mit einer Pension behaftete ehemalige Freundin eines kopenhagener reichen Kaufmannes war, eine sogenannte ‚Abgesetzte'." (Dionysius Longinus, S. 33.) Es erübrigt sich, diese haltlose Bemerkung, die den Stempel der Unwahrheit an der Stirn trägt, zu widerlegen. Ich möchte aber auch das Märchen von der „ungebildeten Näherin" gründlich zerstören, weil es auch noch heute überall verbreitet ist. Elise überragte an Geist und Bildung ihre Umgebung ebenso sehr wie Hebbel. Sie las außerordentlich viel, sogar Rousseaus Confessions in der Ursprache. (Vgl. Bamberg I, S. 230 und Briefwechsel II, S. 119!) „Der gehören in Judith, Genoveva und Maria Magdalena einige der schönsten Stellen." (Bamberg I, S. 369 und Briefwechsel II, S. 231.) Sie korrigierte selbständig das Vorwort zu Maria Magdalena und nahm daran Änderungen vor. (Vgl. Bamberg I, S. 234 und Briefwechsel II, S. 129!) Janinsky wünschte sehnlichst, ihre Reisebeschreibungen zu lesen. (Briefwechsel I, S. 403.)

Schon die eine Tatsache, daß sie den Dichter und seine Briefe verstand, macht ihrem Intellekt höchste Ehre. Hugo Schlömer, der

einer der sehr wenigen gewesen ist, die Briefe von Elise gelesen haben, versicherte mir wiederholt, daß ihm nicht nur die ausgezeichnete Handschrift aufgefallen wäre, sondern daß er auch bei der Lektüre fortwährend den Eindruck gehabt habe, so kann nur eine hochgebildete Frau schreiben. Hebbel nennt ihre Briefe voll von „stammelnder Poesie", und beim Lesen war es ihm, als schaue er einer tiefen Dichterseele ins Auge. Ganz bezeichnend ist aber auch ein Ausspruch Johann Hebbels, der, wie am andern Ort erwähnt, längere Zeit mit Elise zusammen gelebt hat. Des Dichters Bruder äußerte einst Schlömer gegenüber: „Krischan hett ‚Judith' nich schrewen, datt hett Elise Lensing dahn!" (Christian hat „Judith" nicht geschrieben, das hat Elise Lensing getan.) Ich glaube, dies genügt schon, um das Wort „ungebildet" zu widerlegen. Nun aber zu der „Näherin"! Glaubt wohl jemand im Ernst, daß ein Mädchen mit einer Ausbildung zur Lehrerin, die schon im Amt war, später alle Erziehung einfach beiseite setzt und — Näherin wird? Und konnte sie wohl mit ihrer Nadel so viel verdienen, ein solches Leben zu führen? Schwerlich nahmen Amalie Schoppe, Madame Hellberg und andere eine „Näherin" in ihre Kreise auf, und eine Geheimrätin suchte sich zur Gesellschafterin im Seebade auch jemand anderes aus als eine „ungebildete Näherin". Ich glaube, nur durch Kuhs Bemerkung (I, S. 144) ist jenes falsche Märchen entstanden. Allen denen, die in Elise, ähnlich wie Gutzkow, eben eines jener „Verhältnisse" sahen, die auch schon damals in der Großstadt nicht vereinzelt vorkamen, ja, denen paßt jene Überlieferung ausgezeichnet in den Kreis ihrer Begriffe. Viele glauben auch, auf diese Weise die Situation zu klären und zu vereinfachen; aber nur noch mehr Rätsel treten uns entgegen. Mancher wird nun gegen meine Behauptung grobes Geschütz auffahren und entrüstet rufen: Ja, heißt es aber nicht ausdrücklich bei Emil Kuh, daß Elise ein kleines Modengeschäft gründete? (S. 248.) Gewiß, das stimmt, und auch im Briefwechsel berichtet Werner davon. „Ob

Du Recht daran thust, den Laden der B. zu übernehmen, weiß ich nicht." (Briefwechsel I, S. 270. Vgl. auch a. a. O. S. 276!) Unten gibt er die Anmerkung: „Elise kaufte von Madame Baumgarten ein Modistengeschäft." Näherin und Modengeschäft passen freilich ausgezeichnet zusammen. Nur schade, daß jene Mitteilung durchaus falsch ist. Frau Carl Baumgarten verkaufte an Elise ihren — Tabakladen. (Siehe S. ttt.) Also auch mit dem „schwerwiegenden" Grunde ist es nichts!

Ich behaupte, daß Elise Lensing auch in Hamburg Lehrerin resp. Erzieherin gewesen ist, wenigstens zeitweise. Dabei stütze ich mich nicht nur auf Werners Bemerkung S. 69, sondern auch auf Ergebnisse meiner Forschungen. In einem Briefe an Franz (Briefwechsel I, S. 50) heißt es: „... Vielleicht sitzest Du (Elise!) in diesem Augenblick mit der Molly zusammen und sprichst von mir." Mit Molly ist eine gewisse Gießelmann[8]) gemeint, mit der Hebbel öfter zusammengekommen ist und die etwas in den Dichter verliebt war und Elise eifersüchtig machte. „... Was die Molly betrifft, so ist die Person sehr albern, sag ihr doch nächstens —*) im Vertrauen gesagt, ich hätt' in Dithmarschen eine Braut, das wird sie kurieren. Ei, der Teufel, ein Blick ist doch keine Liebeserklärung und ein Händedruck kein Eheversprechen." (Briefwechsel I, S. 59.) Der Vater des erwähnten Mädchens hat nun nach Ausweis des Hamburger Adreßbuches eine Lehranstalt gehabt, also eine Art Privatschule, die damals in Hamburg sehr zahlreich waren. Ferner wird in Hebbels Briefen (Briefwechsel VI, S. 22) ein Ehepaar Ney erwähnt. Ich habe nun über Heinrich Ney feststellen können, daß er „Vorsteher einer Pensions- und Erziehungsanstalt für Söhne gebildeter Eltern" gewesen ist. Auch die Witwe Weiß, bei der Hebbel wohnte und die Elise sehr gut kannte, gründete 1840 auf dem Stadtdeich eine Schule, die lange

*) Es sind hier einige Wörter im Briefe zerstört.

florierte. Wie kommt nun Elise gerade mit solchen Leuten zusammen, die doch sicherlich nicht zum engeren Bekanntenkreis ihrer Eltern gehörten und von denen Ney und Gießelmann nicht einmal in der Nähe wohnten? Elise hat sie wohl in ihrer Eigenschaft als Lehrerin kennen gelernt, vielleicht gar an ihren Schulen unterrichtet. Selbstverständlich schließt das nicht aus, daß sie zeitweilig auch noch wohl Handarbeiten angefertigt und vielleicht auch verkauft hat, — wie das gebildete Damen, die in Not sind, auch ja heute noch machen. Aber sie deswegen Näherin zu nennen, geht doch wohl auf keinen Fall.

Am Stadtdeich beschäftigten sich Klatschbasen gern mit dem edlen Mädchen, dessen ganze Erziehung und Bildung es mit sich brachte, daß es den Kaffeeschwestern gegenüber reserviert war. Auch die etwas eigenartige selbstherrliche Stellung im Hause der Eltern mochte dazu mit Veranlassung sein. Man hat sie wohl für reich gehalten, aber niemals für eine Adelige. Wie sollte man darauf kommen? Die Vermutung lag doch wahrhaftig fern, und weder Elise noch ihre Eltern haben dergleichen verlauten lassen, höchstens erzählt, daß sie als Kind auf dem Gute gelebt habe. Nein, einzig und allein Hebbel hat ihre Nobilitierung veranlaßt, und zwar um Franz und andern gegenüber mit seiner „vornehmen Liebschaft" zu prahlen. „Eine Liebesgeschichte, die ich hier mit einem Fräulein v. L... angesponnen ..." (Bornstein II, S. 164.) Der Dichter hatte das krampfhafte Bestreben, äußerlich mehr zu scheinen als er war, um den Kontrast zwischen seiner geistigen und materiellen Existenz zu überbrücken. So wurde der einfache Maurer aus Wesselburen in München zum „Obercriminalrath" befördert. (Vgl. Bamberg I, S. 40 und Briefwechsel I, S. 154!) Auf Adressen wurde Elise vom Dichter mehrfach als adelig bezeichnet. „Auf Hebbels Briefen heißt Elise anfangs noch von Lensing, dann einfach Lensing*), endlich Frau

*) Vom Herausgeber gesperrt!

Dr. Hebbel. Die letzten Briefe aus Wien haben keine Adresse mehr.“ (R. M. Werner an Schlömer, Weimar 27. 8. 99.) In meinen Händen ist ein auch in anderer Hinsicht interessantes und wertvolles Dokument, das beweist, daß nur Hebbel die schlichte Elise als Adelige ausgab. Bei der Taufe des kleinen Friedrich Maximilian gab der Dichter folgendes an: „Dorothea Maria Elisabeth von*) Lensing aus Lenzen, Tochter des Johann Arnold von*) Lensing.“ (Auszug aus dem Kirchenbuch in Wandsbek 1842, Nr. 104.) Hier ist also eine wissentlich falsche Angabe gemacht, gegen die Elise sich sicher nicht hat auflehnen dürfen. Obergerichtsadvokat Ludwig Claußen Schütz, der mit Gevatter stand, ist wohl im Glauben gewesen, daß Hebbel die Wahrheit sagte; denn als Friedrich Ernst am 23. Februar 1846 in Hamburg getauft wurde, ist von Schütz, der als erster Gevatter eingetragen ist, angegeben worden: „Vor- und Jungfernname der Mutter: Doroth. Maria Elisabeth von*) Lensing.“ (Auszug aus dem Taufregister der Kirche zu St. Georg 1846, Nr. 99.) Ich kann mir nicht denken, daß die beiden andern Gevatter: Ziese und Sattler Grums, ein Verwandter, dem amtierenden Pastor etwas „vorgelogen“ hätten. Ja, anders kann man es nicht nennen. Schütz wußte es nicht besser und war wohl früher von Hebbel selber getäuscht worden.

Elise war schon verblüht, längst nicht mehr die erste an Schönheit und Jugend, als das große Ereignis ihres Lebens eintrat. Am 31. März brachte Amalie Schoppe ihr einen blonden, eckigen Menschen ins Haus und mit ihm die Liebe mit all ihrem Glück und all ihrer Not. Man hat häufig gefragt, woher wohl die Bekanntschaft zwischen Mamsell Lensing und der Frau Doktorin stammte. Die Frage ist sehr leicht zu beantworten; beide wohnten in nächster Nähe, in derselben Straße, eine Zeit sogar Haus an Haus. Zuerst trat Hebbel Elise mit Mißtrauen entgegen, dann entspann sich

*) Vom Herausgeber gesperrt!

zwischen beiden ein Freundschaftsverhältnis, das aber gar bald einen andern Charakter annahm. „Eine Liebesgeschichte ... nimmt auch schon einen verdammt ernsthaften Charakter an; verflucht, daß man so leicht zu fangen ist! Doch — versprochen habe ich mich nur einmal!" (Bornstein II, S. 164.) Elise und Christian Friedrich fühlten sich wie als Stiefkinder des Glücks, und das mag es gewesen sein, was sie anfangs zueinander zog. Aber daneben war es beim Dichter in erster Linie das rein sinnliche Verlangen nach dem Weibe, das in Hebbel ja auffallend stark in Erscheinung trat und das ihn nach Kuh (S. 153) schon in Wesselburen trieb, sogar Liebe im Schmutz zu suchen. Ich kann Bornstein nicht recht geben, und seine nachfolgenden Worte scheinen mir von Gutzkow inspiriert zu sein, wenn er schreibt: „Es heißt nicht Elisen herabsetzen, wenn hier zur Klärung der Beziehungen zwischen Hebbel und ihr darauf verwiesen wird, daß sie, die Zweiunddreißigjährige, höchst wahrscheinlich damals erotische Erlebnisse bereits hinter sich hatte. Nur so begreift sich im letzten Grunde die scharfe Trennung, die Hebbel schon ... zwischen ihr und seiner ‚künftigen Frau' vollzieht". (Bornstein II, S. 339.) Nein, Elise liebte Hebbel mit der ganzen Glut einer unberührten Frau, mit einer Liebe, die alles hoffte, glaubte und duldete. Freilich war auch sie ein Weib, das, nachdem es wachgeküßt war, den Tribut von Lieben und Leben forderte. Doch Hebbel ist stets der agressive Teil gewesen.

Der Dichter zog schon nach 6 Wochen aus und wohnte bei Weiß. Diesen bezeichnen alle Hebbelforscher als „Herrn", und selbst in den veröffentlichten Hebbelbriefen wird „er" so bezeichnet. Trotzdem möchte ich hier widersprechen. Der Dichter schrieb bekanntlich außerordentlich undeutlich. Ohne die Originale gesehen zu haben, möchte ich skeptisch fragen: „Ja, steht da wirklich Herr Weiß?" Ich habe die in Frage kommenden Adreßbücher mit allem Fleiß durchsucht, besonders den Jahrgang 1835, fand aber immer

wieder: „Witwe Heinrich Ludwig Weiß[9]), Nr. 43 gegenüber." (Adreßbuch von 1835, S. 301.) Zwar sind viele Herren Weiß eingetragen, aber keiner von ihnen wohnt am Stadtdeich oder verzieht einmal nach der Straße.

Zu Hebbels und Elisens Bekannten am Stadtdeich gehörten auch Kisting, den wir stellenweise vom Dichter als „Onkel" des Mädchens bezeichnet finden, und Madame Baumgarten, von der Bornstein (II, S. 375, 31) schreibt: „Über Madame Baumgarten weiß ich nichts." Ich habe einiges über sie in Erfahrung bringen können. Frau Baumgarten war eine Witwe und wohnte 1835 Stadtdeich 30, wo sie einen Tabak- und Zigarrenladen hatte. Heinrich Kisting, Particulier, gleich Rentier, wohnte anfangs bei der Schoppe im Hause, aber 1836 meldet uns das Adreßbuch, daß Kisting und Frau Baumgarten in dem Hause Nr. 32 wohnen. Ich nehme an, daß sie gegen Ende des Jahres 1837 beide zusammen nach Berlin zogen, wo Frau Baumgarten wohl Wirtschafterin des alten Herrn wurde. Elisen haben sie sicher nicht vergessen, und nach dem Bruch mit Hebbel flüchtete die Bedauernswerte zu Madame Baumgarten nach Berlin. (Vgl. Bamberg I, S. 400!) Eine Freundschaft mit Frau Thölcke zerschlug sich bald wieder. Hebbel, der die Familie kannte, hatte Elise mit ihr zusammengeführt. Da Johann Friedrich Thölcke[10]) Weinmakler war, vermute ich, daß der Dichter ihn durch Hocker kennen lernte.

Elise war auch mit Leopold Alberti bekannt, dem sie in der ersten Zeit Freitische gewährte. Zwischen beiden hat doch wohl ein innigeres Verhältnis bestanden, als man gewöhnlich annimmt. Das Mädchen muß mehr von dem Freund gehalten haben als Hebbel. Sie führte zwischen beiden auch wieder eine Versöhnung herbei, und selbst in der allerletzten Zeit besuchte Alberti sie noch. (Vgl. Briefwechsel I, S. 394 f.!) Der Dichter spricht nirgends über nähere Beziehungen — natürlich rein freundschaftlicher Natur — der beiden, aber wohl Alberti. Dieser führt sogar als einen Grund

seines Bruches mit dem ehemaligen Freunde dessen Eifersucht an. „Er quälte und demütigte mich oft genug und stark genug, besonders auch, da er dulden mußte, daß ich in dem Urtheil unserer Umgebung und ganz besonders in demjenigen der Lensing ihm gleichgestellt, ja, von letzterer (in Folge einiger anekdotenhaften Vorfälle) halb scherzhaft, halb ernsthaft sogar in etwas über ihn gestellt wurde." (Hamb. Correspondent vom 26. Aug. 1877, Nr. 202.)

Leopold Alberti schrieb diese Worte als reifer, ernster Mann, und daran zu zweifeln haben wir keine Berechtigung.

Als Hebbel Ende März 1836 nach Heidelberg reiste, weinte Elise ihm in Hamburg nach. Der nun einsetzende Briefwechsel, wie er einzig in der Literaturgeschichte dasteht, offenbart uns deutlich, wie eng die beiden schon verbunden waren. Elisens Bild verklärte sich Hebbel aus der Ferne, und seine Phantasie umwob es mit einem Heiligenschein. Der warme Ton der Briefe erweckte in dem Mädchen mächtigen Widerhall und gewährte ihr Trost in ihrer Krankheit. Elise, klein von Person, war von schwacher Gesundheit, und ein beginnendes Leberleiden machte sich schon bemerkbar. Sie starb später allerdings an der Brustkrankheit. Sie allein ermöglichte es Hebbel, seine Studien fortzusetzen. In den Studentenjahren erhielt er bare 500 Reichstaler, Kleider und Wäsche nicht gerechnet. So wurde aus der Geliebten eine Wohltäterin, und das rächte sich später bitter.

Elise durfte mit vollem Recht für so viel Opfer und Liebe auch etwas mehr fordern als einen nicht gar zu unfreundlichen Brief und leise an das erinnern, was eigentlich Ziel und Zweck einer jeden echten Liebe ist: die Ehe. Vergessen wir nie, daß schon jetzt das Verhältnis die Grenzen der Freundschaft weit überschritten hatte. Die Freundin hat in ihren Briefen auf jeden Fall auf eine Heirat angespielt; denn jetzt begegnen wir Hebbels gewundenen, eigenartigen philosophischen Anschauungen über die Ehe, die sich später

in Wien ins Gegenteil umwandelten. Seine Briefe haben sicher ein ungestüm pochendes Mädchenherz nicht beruhigen können. Elise hat auch trotz alledem den inbrünstigen Glauben an den endlichen Sieg ihrer Liebe nicht aufgegeben.

Auf kalte Worte antwortete sie mit Taten der Liebe. Es ist bekannt, daß Elise Hebbels Mutter und Johann unterstützte, es ist aber bislang unbekannt gewesen, daß sie Johann, den der Dichter kalt und streng „einen Lump" (vgl. Briefwechsel III, S. 48!) nannte, zu sich ins Haus nahm und ihn ebenso liebevoll behandelte wie einstens Christian Friedrich. Johann hat Schlömer manchmal von jenen Tagen erzählt und Elisens Güte nicht hoch genug zu rühmen gewußt. Nach Briefwechsel II, S. 334: „Wie hat sich mein Bruder betragen, als er bei Dir war?" nehme ich als Zeit 1843 an. Johann kam damals als Maurer oder Bauarbeiter nach Hamburg und wohnte bei Elise, die ihn in Zeiten der Arbeitslosigkeit ganz und gar unterhielt. Wie steigt durch diesen Zug das edle Mädchen!

Elise hatte Hebbel schon lange ein Asyl angeboten. Der Dichter wollte allerdings zuerst anderwärts ein paar hübsche Zimmer für sich mieten lassen, und zwar bei der Briefwechsel I, S. 405 erwähnten Frau Popp, die nach meiner Feststellung im Nachbarhause wohnte und Witwe war. Doch aus diesem Vorhaben wurde nichts; denn Hebbel besaß ja keinen Pfennig Geld und war ganz auf die Freundin angewiesen. In Hoopte — dahin fuhr vom Stadtdeich regelmäßig ein Schiff — wollten sie sich treffen. Aber auch der Plan scheiterte. Elise holte den Freund von Harburg, und beide wohnten wieder zusammen im alten Hause. Die schwülen Jahre voll Schuld und Leidenschaft, aber auch voll aufblitzenden Glückes beginnen. Andere Frauen waren Hebbel allerdings selbst jetzt noch nicht gleichgültig. Auch eine Demoiselle Fabricius tauschte mit ihm „Händedrücke und Blicke" und erregte Elisens Eifersucht. Wir hören von jenem Mädchen nur einmal im Tagebuch I, S. 369.

Ich habe festgestellt, daß der Vater in Hamburg eine Buchdruckerei besaß.

Der Dichter und Elise haben damals in wilder Ehe gelebt und einen eigenen Haushalt geführt, wenn es auch noch wohl nicht gleich in der ersten Zeit geschah, nach 1840 auf jeden Fall. Die Geburt des ersten Kindes stand bevor. Was würde die Welt sagen? Beiden graute doch wohl vor dem Raunen und Mit-dem-Finger-zeigen der lieben Nachbarn, getreuen Freunde und dergleichen. Darum zog Elise am 2. September 1840 fort, und mit Werner schreiben bislang alle Hebbelforscher: „Wohin, weiß ich nicht." Im Tagebuch finden wir über diese Abreise eine ausführliche Notiz. (Vgl. Tagebuch I, S. 60!) Aber auf Grund des in meinen Händen befindlichen Taufdokumentes des kleinen Maximilian kann ich über den Punkt völligen Aufschluß geben. Elise Lensing zog an dem Tage nach Ottensen[11]), und hier ist am 5. November 1840 Hebbels ältester Sohn geboren. Sie hat dort eine eigene Wohnung gehabt, das geht deutlich aus einem Briefe Hebbels an Madame Hellberg hervor: „Ihre Grüße an Elise werde ich noch heute ausrichten, aber erst am Abend, indem ich sie nicht früher sehe. Ihre Einladung kam übrigens einer Einladung von ihr zuvor, indem sie jetzt mit ihrer Wohnung und — ihrem Kochofen in Ordnung ist. Ich hoffe also, Sie jedenfalls recht bald bei meiner Freundin zu sehen." (Briefwechsel II, S. 113.) Und daß dies in Ottensen gewesen sein muß, geht aus folgendem deutlich hervor: „Das Kind ist in Ottensen geboren, dann waren die Aeltern mit ihm nach St. Georg gezogen." (Taufdokument.) Dieser neue Wohnungswechsel ist im Herbst 1841 gewesen. Die Eltern mieteten sich Stadtdeich 43 eine Wohnung.

Im Adreßbuch[12]) von 1842 S. 87 erscheint nun mit einem Male die Adresse: „Hebbel, Friedr. Dr. Phil." Obwohl der Dichter sein Diplom noch nicht in Händen, ja nicht einmal seine Dissertation eingereicht hatte, nannte er sich trotzdem ruhig Doktor. Ich

kann dafür noch einen andern bislang unbekannten Beweis erbringen. Bei der Taufe gab Hebbel sich dem Pastor gegenüber auch als Doktor aus und ließ den falschen Titel auch ins Kirchenbuch eintragen. Bekanntlich fand ja am 21. Oktober die Taufe des kleinen Friedrich Maximilian in Wandsbeck statt. Vorher waren die Eltern auch nach diesem Orte übergesiedelt und brachten darüber ein Attest des dänischen Inspektors vom 13. Oktober 1842 bei[13]). Interessant ist aus jener angeführten Quelle auch diese Stelle: „Vorgenanntes Aelternpaar ist seit Jahren verlobt*); da sich nun der Ehe bis dahin Hindernisse entgegen stellten, so wurde successive die Taufe verschoben." Gevatter waren: Obergerichtsadvokat Ludwig Claußen Schütz[14]), Eduard Janinsky und Johann Jacob Arend Ziese.

Als Hebbel auf Reisen gegangen war, wohnte Elise mit ihren Eltern Langereihe 5. Nun waren sie weit weg vom Stadtdeich, in einer Gegend, wo man die wahren Verhältnisse nicht kannte. Sie galt als Frau Dr. Hebbel. Im Adreßbuch finden wir bei des Dichters Namen den Zusatz: Adresse Langereihe 5. Denn er war ja auf Reisen. Aber die Wohnung stand auf seinen Namen; im Straßenverzeichnis steht unter Nr. 5: Dr. Hebbel und Ziese. Die Verhältnisse zwischen Hebbel und Elise spitzten sich immer mehr zu, und bislang wirft man für jene Jahre gerade dem edlen Mädchen vor, daß es durch mangelhaftes Verständnis für des Freundes Lage und Hervorkehren seines Egoismus selbst die Verschärfung des Konfliktes verschuldete und den endlichen Bruch vorbereitete. Doch mit Unrecht! Der kleine Max starb am 30. September morgens um 4 Uhr. Das bisher angenommene und im Tagebuch verzeichnete Datum ist falsch. Hebbel scheint es nach dem eingelaufenen Briefe berechnet zu haben. Da wir die Handschrift oder Abschrift nicht mehr besitzen, können

*) Vom Herausgeber gesperrt!

wir nur Vermutungen aufstellen. Ich nehme an, daß darin gar kein Datum angegeben war und vielleicht Ausdrücke wie „gestern", „vorgestern" gestanden haben. Der Dichter hat außerdem manchmal falsch datiert. Ich stütze mich bei meiner Berichtigung des Sterbedatums auf die Eintragung im Leichenregister der Kirche zu St. Georg.

In jenen bösen Tagen gewann Elise eine neue Freundin, Madame Ruschke, deren Namen wir fortan sehr häufig in Hebbels Briefen finden. Frau Ruschke[15]) unterstützte die Freundin sogar mit Geld. Groß war Hebbels Trauer, als er die Todesbotschaft empfing. Aber seltsam kontrastieren zu seinen Schmerzensäußerungen die wirklichen Tatsachen! „Sucht mich, ich habe mich versteckt! Wer mich am meisten liebt, wird mich am ersten wieder finden!" Gefallen Dir diese Worte? Sie sind mir im tiefsten Schmerz gekommen. Wenn sie Dir gefallen, so — ich mag's nicht ausschreiben. Aber auch dies soll mit darauf stehen: Friedrich Hebbels Sohn! Dazu Name, Geburtstag, Todestag." (Briefwechsel II, S. 309.) Das sind schöne, ja stolze Worte. Aber Hebbels Sohn erhielt keinen Stein, auch später nicht, er erhielt nicht einmal ein Grab allein, man bettete ihn auf dem St. Georg Begräbnisplatz neben vielen andern Armen in ein Kirchen-Sandgrab[16]). Der Dichter erwog bekanntlich den Gedanken einer Heirat, aber es blieb bei der „Gewissensehe". Die Eltern drängten mit Recht. Elise war in einer schweren Lage und zog schließlich am 1. April 1844 in eine eigene Wohnung: Steindamm 69. Sie war schon jetzt vor aller Welt Madame Dr. Hebbel.

Am 14. Mai 1844 wurde Friedrich Ernst geboren. „Nun zeigten sich bald immer deutlicher die Unterschiede zwischen Hebbel und Elise, was die Ansprüche betrifft. Elise fühlte sich schon ganz als Frau Doktor Hebbel und wollte sich nicht mehr so bescheiden wie bisher." (Werner, S. 242.) „Elises Benehmen veränderte sich mehr

und mehr und reizte Hebbel zu immer heftigeren Anklagen ... ihr Verständnis für den fernen Freund reichte nicht mehr hin, ihr Takt verließ sie, ihre Sorge um den Verlust des Geliebten äußerte sich allzu deutlich, stets wiederholte sie dasselbe Verlangen: Anstreben einer Professur oder eines Redakteurpostens und Heirat, obwohl sich Hebbel oft genug über die Unmöglichkeit ausgesprochen hatte, diese Ansprüche zu erfüllen; sie fand den Ton nicht mehr, wenn sie an ihn schrieb, so daß ihm nun ihre Briefe nur Ärger, keine Freude bereiteten. Überall gab sie sich als Frau Doktor Hebbel aus... während er in Rom darbte, nicht zu Mittag aß und sich dabei körperlich ruinierte, führte sie ihre besondere Haushaltung auf seine Kosten, hielt sich eine Magd ... es waren ihm nämlich seit seiner Abreise die Augen aufgegangen, er begann, Elise zu sehen, wie sie eigentlich war." (Werner, S. 275 und 76.)

Ich bin erstaunt, daß selbst Richard Maria Werner sich aus Liebe zu seinem Hebbel hinreißen ließ, der armen Elise bitteres Unrecht zu tun. In Wirklichkeit lagen die Verhältnisse ganz anders. Sie mußte den Namen Hebbels tragen, es ging nicht anders. Sogar der Hauswirt wollte ihr als unverheirateter Mutter kündigen. Ein Mädchen hatte Elise übrigens immer, auch beim Tode des kleinen Max. Noch der Brief an Dr. Krämer beweist es. (Vgl. Briefwechsel III, S. 156!) Sie führte eine Haushaltung auf Hebbels Kosten. Welche Sünde! Hatte der Dichter nicht auch schon auf ihre Kosten gelebt?! Als Frau Dr. Hebbel durfte sie sich nicht einschränken, mußte die Ehre und den Namen ihres „Mannes" wahren und „standesgemäß" leben. Es mag ihr das Lügen schwer geworden sein. Elise hat sicher nicht über Gebühr Geld ausgegeben. „Ich weiß, daß du in Sparsamkeit das Unmöglichste leistest," so schrieb Hebbel kurz vor der zweiten Entbindung. (Briefwechsel III, S. 9.) Sein Brief vom 16. Dez. 1844 (Briefwechsel III, S. 181) überrascht uns direkt. „Welch' eine Situation finde ich in Hamburg vor. Ich bin verheirathet, mein Name steht auf Assecuranzscheinen und in

Mietskontracten, Mägde, zwischen Dir und Jul. Campe hin und wieder laufend, haben von Frau Doctorin gegrüßt." Es ist mir wirklich unverständlich, wie Hebbel gegen Schluß des Jahres 1844 solche Worte schreiben konnte. Er galt schon lange für verheiratet, und die Wohnungen standen schon immer auf seinen Namen. (Siehe Adreßbuch 1844 und 45!) Und angenommen, Elise hätte das von Mietskontrakten usw. verschwiegen, wie kann Hebbel dann über eine Führung ihres Haushaltes auf seine Kosten klagen? Der Versuch überempfindlicher Hebbelfreunde, Elise aus diesem ihrem Verhalten eine Schuld zu konstruieren, ist unmöglich. Auch jetzt noch steht das arme Mädchen rein vor uns.

Und schon bald sollte sie der schwerste Schlag des Lebens treffen. Der Freund brach seine heiligen Schwüre und verließ sie. „Er hat für den Konflikt, den er selbst als den schwersten seines Lebens bezeichnet hat, keine höhere ethische Lösung gefunden als die alltägliche, die man jedem anderen als Schuld anrechnet." (Christliche Welt vom 13. Nov. 1913, Nr. 46[17].)

Als Hebbel überraschend schnell in Wien die Ehe schloß, flüchtete Elise sich nach Berlin zur alten Freundin Baumgarten. In Hamburg konnte sie vorerst nicht länger bleiben, sie war durch des Dichters Schritt zu sehr kompromittiert. Den kleinen, schwächlichen Ernst, der durch Schütz' Unterstützung am 23. Februar 1846 in Hamburg getauft war[18]), nahm sie mit. Doch ihr Berliner Aufenthalt ist nicht von langer Dauer gewesen. Schon im folgenden Jahre ist sie wieder in Hamburg. Ihre Wohnung hatte sie inzwischen nicht aufgegeben. Am 12. Mai, abends 6 Uhr, starb ihr letztes Kind[19]). Hebbel war jetzt in bessern Verhältnissen und hatte einst hochtrabend versprochen, für seinen Sohn zu sorgen. Aber er ließ auch ihn nicht einmal in einem eigenen Grab beerdigen; wie einst Max, so wurde nun auch Ernst in einem Kirchen-Sandgrab mit vielen andern

begraben. Kein Stein meldete, daß „Hebbels Sohn" hier ruhte. Auch das Grab von Hebbels Mutter hat nie ein Kreuz oder ein Denkstein geschmückt. Die Taten stehen im seltsamen Kontrast zu den Worten in den Tagebüchern und Briefen. Diesmal kann man zu des Dichters Entschuldigung nicht anführen, daß ihm selbst das Geld fehlte. Deshalb trifft ihn diese Tatsache mit voller Wucht, und niemand kann den „Vater" von dieser Schmach reinigen.

Aber die Versöhnung, dieser harmonische Abschluß der großen Tragödie! Ach, auch damit ist es nichts, und wenn auch alle Hebbelfreunde mit erklärlichem Eifer stolz und triumphierend darauf hinweisen. Ich muß hier noch eine Illusion zerstören. Vor dem strengen Blick der Wahrheit zerfließen alle hüllenden Nebel, und wir sehen den „Menschen" Hebbel nackt und bloß und — schuldig. Gewiß, Elise reiste nach Wien; Christine war die treibende Kraft. Aber welche Stellung nahm „die Cousine" im glänzenden Hause des Freundes ein! Man schämte sich zu sagen: „Seht, das ist die edle Elise, die Hebbel einstens errettete." Wenn Besuch kam, ging das stille Mädchen leise hinaus. Hatte man es ihr gesagt, oder leitete sie nur ihr feiner Takt? Auch die intimsten Freunde wußten nicht, wer eigentlich jene Frau war. Keinem wurde sie als Elise Lensing vorgestellt. Ich bezweifle selbst, daß Emil Kuh damals um den wahren Sachverhalt wußte. Tatsache ist es, daß Angelo von Kuh[20]), der Bruder, erst nach der Abreise erfuhr, daß jenes schüchterne Wesen, die Jugendfreundin Elise gewesen sei. Glaser und Frankl ist es ebenso ergangen. Wenn aber die Frauen und Hebbel allein gewesen sind, dann hat es schwere Kämpfe gegeben. Die folgende Stelle im Tagebuch (III, S. 312) legt Zeugnis dafür ab: „Ich wollte, Du arme Seele, es gäbe einen Himmel, damit Du für alle Deine Leiden Vergeltung erhieltest; ich wollte es, obgleich es für mich dann auch eine Hölle gäbe." Und schließlich bin ich zum Überfluß noch in der Lage,

mitteilen zu können, daß selbst Christine nachher einsah, daß diese Einladung nach Wien übereilt und unheilvoll gewesen ist. 1881 äußerte sie Schlömer gegenüber: „*Ich würde es heute nicht wieder tun und Elise nach Wien holen.*" Auch Alberti hat sich über das Verhältnis beider geäußert, seine Ausführungen sind sehr interessant und bestätigen im Punkte der Versöhnung die Ergebnisse meiner Forschung. „Hat er denn nicht die arme Lensing nur despotisiert, und blos in seinem Interesse ausgenutzt? Beruht nicht die *scheinbare Versöhnung* (im Original gesperrt!), die zwischen ihnen bestehen blieb, einzig und allein darauf, daß die Lensing sich willenlos ihm fügte und bis zum letzten Augenblick ihm leidend unterworfen blieb? Und welch' eine Illustration seiner selbstischen Natur die Tagebuchnotiz bei ihrem Tode! ... Welch' ein Sophismus oder vielmehr welch' ein Cynismus früher, womit er sich gegen die Handlungsweise, aus welcher Elise ihm eine ‚Todsünde' machen würde, das ‚gute Gewissen' reservirt! Wie hat er schließlich über die Schoppe gesprochen, und wie ist sein letzter Abbruch mit ihr doch von seiner Seite nur ein Pathos ohne andere substantielle Unterlage, als die seiner selbstisch-gereizten Natur, aus der heraus er nur darum die Lensing so ‚edelmütig' erhebt, weil er dadurch zugleich seinem Selbstbehagen schmeichelt und die Schoppe um so mehr demütigt! Welcher Contrast gerade zwischen dieser Erhebung der Lensing und seiner nüchternen Tagebuchnotiz bei deren Tode! Wie hat er es selbstisch in sich getragen, daß die Lensing ihm seine Freiheit gelassen, hat sich darüber gegen Bamberg und Gurlitt zu Elisens ‚sittlichem Lobe' geäußert, dann aber auch in naiver Praxis sich aus diesem Lobe für seine werthe Person den unverkürzten Theil genommen, seine Heirath mit der Enghaus nämlich. Daß er angedeutetermaßen nachher der Lensing pecuniäre Unterstützung, d. h. successive Rückzahlungen seiner materiellen Schuld an sie, leistete, das hat, selbst wenn es auf's Ausgiebigste, worüber die Acten

fehlen, geschehen wäre, doch offenbar nur den negativen Werth, nicht die äußere Gemeinheit bei ihm zu konstatieren." (Hamb. Correspondent a. a. O.)

Als die Freundin am 27. August 1848 abreiste, nahm sie Christinens Sohn Karl nach Hamburg mit. Hebbels Tagebuch schweigt nun über Elise, der er freilich Unterstützung zuteil werden ließ. Wie hoch aber diese Summen gewesen sind, darüber haben wir bislang nur einmal etwas erfahren. Theobald Bieder[21]) fand bei Campe u. a. auch einen Brief vom 5. April 1847 aus Wien, in welchem es heißt: „Ich ersuche Sie, in Abschlag auf das Honorar für den Diamant 14 Fdor an Fräulein Elise Lensing ... auszuzahlen und ihr dabei die wenigen Zeilen, die ich beischließe, zustellen zu lassen. ... Fräulein Lensing bedarf des Geldes und wenn sie es auch vorzieht, alle ihre früheren mündlichen und schriftlichen Resignations-Versicherungen zu verdrehen und, statt sich mit Würde in das ehemals von ihr selbst als nothwendig Erkannte zu finden, mich zu schmähen und zu lästern, so soll sie doch nie Noth leiden, solange ich noch etwas habe. Ich bitte Sie also sehr, diese Angelegenheit zu beeilen." Gewiß, das klingt sehr schön. Aber haben alle diejenigen, welche so sehr mit Nachdruck auf diese Unterstützungen hinweisen, schon jemals daran gedacht, daß wir eigentlich gar nicht von „Unterstützungen" reden können, höchstens von Rückzahlungen. Ich glaube nicht, daß Hebbel jemals seine bare Schuld bei Elise ganz getilgt hat. Nach meiner Vermutung hat Elise noch an der Schule des bei mir Seite 62 erwähnten Ney unterrichtet und sich selbst ihr Brot verdient. Ebenfalls will es mir scheinen, als wenn Karl nicht bis zu ihrem Tode im Hause gewesen ist. Denn dann wäre Hebbel doch wohl etwas besser von ihrem armseligen Tode unterrichtet gewesen. Im Adreßbuch finden wir bis 1850 noch immer Pulverteich 71 den Namen Dr. Hebbel. Für 1851 und 1852 konnte ich trotz aller Bemühungen Elisens Aufenthalt in Hamburg nicht feststellen. Erst 1853

taucht sie im Adreßbuch wieder auf, jetzt Steindamm 146. Wo mag sie während der Zeit gewesen sein? Ich nehme an, daß Karl schon 1850 zu Grums[22]) kam. Das arme Mädchen gab sich der Welt gegenüber als „Witwe" aus, ihre Eltern und Verwandten taten dasselbe. Sie alle haben sicher ihre guten Gründe gehabt, wenn sie so „logen" und selbst nicht davor zurückschreckten, in amtlichen Protokollen die falsche Angabe zu machen. Im St. Georges Leichenregister von 1854 Nr. 701 steht vermerkt: „Marie Dorothee Elisab. Lensing geb. Lensing, Ehegatte Friedrich Lensing todt."

Bedauernswertes Mädchen, unter falschem Namen mußtest du dein armes Leben einsam und verlassen beschließen! Der ferne Freund schrieb über sie, die er sonst nicht hoch genug zu rühmen wußte, an seine Frau, die einst bei ihr in Hamburg weilte: „Elisen sage von mir, sie soll sich ganz wahr und ohne Rückhalt gegen mich geben, sie soll ein Interesse, das sie nicht hat, und das wenigstens nicht tief bei ihr sitzt, auch nicht an den Tag legen." (Hebbels Briefe, Nachlese II, S. 2.) Und noch nach ihrem Tode wirft er ihr vor, daß sie „vermöge eines unwiderstehlichen Triebes ihrer Natur bis an ihr Ende Versteckens gespielt hätte." (Briefwechsel VI, S. 22[23].) Werner klagt (Seite 367), daß wir über ihre letzten Schicksale so gut wie gar nichts wissen. Aber eins weiß ich, und das lastet schwer auf Hebbel: Am 21. November 1854 wurde das Mädchen, das sich für den Dichter geopfert hatte, auf dem St. Georger Begräbnisplatz mit sieben andern von den Armen begraben[24]). Mit dieser schrillen Dissonanz schließt die ergreifende Tragödie eines Menschenlebens, und wir stehen im Geiste traurig am Sandhügel und schütteln den Kopf über den, der solches zuließ und nicht mehr für die einstige Freundin tat, als jene lapidaren Sätze ins Tagebuch zu schreiben, Sätze, die sich gegen die beim Tode eines Eichkätzchens aus der Feder geflossenen armselig, so kläglich armselig ausnehmen — — —

Nun war sie fort aus der Welt, und bald kannte man in Hamburg ihre Stätte nicht mehr. Die „Hamburger Nachrichten", in denen sie so gerne ihre Heiratsanzeige gesehen hätte, brachten am 20. November 1854 in Nr. 275 die Kunde ihres Todes.

„Nach langem Leiden entschlief am 18ten d. M., Morgens, Elise Lensing geb. Lensing; tief betrauert von ihren Eltern.

J. Zieſe und Frau
und theilnehmenden Verwandten.

St. Georg, den 19ten November 1854."

Wo sind nun Elisens Briefe, diese unersetzlichen Dokumente, geblieben? Die schon häufig erörterte Frage kann jetzt endgültig beantwortet werden. Sie sind vernichtet. „Frau Hofrat Kaizl versicherte mir bei unserm letzten Zusammensein bald nach dem Begräbnis (gemeint ist Christine Hebbels!), daß sie die Briefe von Elise und Christine nicht gefunden hätte." (R. M. Werner am 2. 9. 12 an Schlömer.) Als die Korrespondenz Hebbels an Bamberg abgesandt wurde, hielt Frau Hebbel den Packen mit Elisens Briefen zurück und sagte: „Die kommen nach Weimar ins Archiv." Hofrat Suphan war deswegen auch persönlich bei Frau Hebbel und bot ihr an, eine Frist zu bestimmen, wann die Siegel aufgebrochen werden sollten. Auch Bamberg war für eine Deponierung im Weimarer Archiv. „Desselbigen gleichen behalte ich die Elise Lensing-Briefe im Auge; ich kann darüber der Frau Großherzogin nur mündlich berichten ... Am 28ten August hat mir ein Herr Dr. Wolff aus Schleswig beweglich in dieser Sache geschrieben." So meldete noch Suphan am 21. September 1896 an Schlömer. Damals waren also noch die Briefe vorhanden. Aber die Briefe kamen leider nicht nach Weimar. Ob Frau Hebbel sie vernichtete, steht nicht fest. Wer es aber getan hat, wußte warum. Sie enthielten viel belastendes Material für Hebbel. Wir müssen

es überhaupt neben Kuh Bamberg[25]) danken, daß wir noch so viel über Elise Lensing erfahren haben.

„Nun genug von Elisen; die muß nicht mehr erwähnt werden, ihr wurde das schönste Monument in den Werken des Freundes und Dichters gesetzt, ihr wurde genug getan." (Karl Werner am 8. 8. 91 an Hugo Schlömer.) Diese Worte, die Glaser vorm Sterben gesagt hat, sind typisch. Sie zeugen aber auf keinen Fall von wahrer Sachkenntnis, wenn auch leider noch heute mancher so denkt. Doch, es haben sich noch Männer und Frauen gefunden, die ihre Kraft dafür eingesetzt haben, das Andenken der armen Toten wach zu halten und zu ehren. Als in Hamburg der Bau des Hauptbahnhofs es erheischte, daß der St. Georger Friedhof aufgelassen werden mußte, um der neuen Zeit zum Opfer zu fallen, trat auf Veranlassung Hugo Schlömers in Hamburg ein Ausschuß zusammen, der es sich zur Aufgabe machte, die Gebeine der Toten in Ohlsdorf von neuem würdig zu bestatten. Ich nenne von jenem Komitee nur einige Namen: Dr. jur. Antoine Feil, Freiherr von Berger, Rochus Freiherr von Liliencron, Campe, Otto Ernst, Dr. Zeiß, R. M. Werner, Krumm, Dr. Alfred Neumann. Am 6. November 1899 wurde die Leiche exhumiert[26]) und am 18. November — dem Todestage — auf dem Zentralfriedhof in Ohlsdorf neu bestattet. Welch ein Gegensatz zum 21. November 1854! In einer Kapelle war der Sarg[27]) aufgebahrt, eine große Anzahl Herren und Damen, darunter die ersten Mitglieder Hamburger Bühnen, waren erschienen und lauschten der ergreifenden Gedächtnisrede von Dr. Carl Lorentzen, dem Pastor der Apostelkirche in Hamburg-Eimsbüttel, dessen Rede ich im Wortlaut folgen lasse:

„Dem, der allein Unsterblichkeit hat, dem Fürsten des Lebens, sei Ehre in Ewigkeit, Amen.

. Nicht um Tote zu begraben sind wir gekommen, sondern um Lebenden unsere Verehrung zu zollen. Wenn wir uns auch anschicken, die sterblichen Überreste Elise Lensings in ein neues, wür-

digeres Grab umzubetten, und sie selbst schon vor 45 Jahren am gleichen Tage verstorben ist, so ist sie doch eine Lebende nicht allein im Sinne der Auferstehung, sondern auch in jenem andern, daß ihr Gedächtnis nicht erloschen ist und ihr Geist und ihre Taten heute noch auf nachgeborene Geschlechter wirken. Sie ist eine Lebende, ebenso wie der große heimgegangene Dichter Friedrich Hebbel, mit dessen Leben das ihrige tief verflochten ist. Wir wollen ihr durch diese feierliche Handlung unsere Verehrung zollen und einen aufrichtigen Dank nachrufen in ihr Grab für alles, was sie für den großen Toten getan und um ihn gelitten hat. Wenn dabei in frommer Erinnerung ihr ganzes Wesen vor uns lebendig wird und wir den Inhalt ihres Lebens zusammenfassen wollen, so kann es wohl nicht treffender und würdiger geschehen, als wenn wir es wiedererkennen in dem Worte Jesu: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Was uns ein Recht dazu gibt, gerade diesen Spruch zu wählen, ist in erster Linie dies, daß sie das Leid eines andern trug: die ganze Not des jungen Hebbel in seiner bitteren Armut. Während ihn alles verließ, war sie sein guter Genius und hat ihn uns erhalten, der untergegangen wäre im tiefsten Elend, in Hunger und Kummer. Sie hat gestickt und genäht bei Tag und bei Nacht, ihn den drückendsten Verlegenheiten zu entheben. Sie hat sich selbst das Geld entzogen, damit er seine Studien vollenden könnte in München und Paris. Ohne sein Wissen hat sie außerdem noch seine Mutter in Wesselburen unterstützt, sie zu Weihnachten besucht, um ihr Freude in ihr trauriges Dasein zu bringen, und ihr die halbjährliche Miete gesandt, als wenn sie vom Sohne käme. Sie hat in schwerer Krankheit ihn unermüdlich gepflegt und ist sieben Nächte nicht von seinem Bett gewichen. So war sie ihm ein Brunnen unerschöpflicher Liebe, er aber ihr eine Quelle bitteren Leidens.

Doch war es nicht seine äußere Not allein, die sie bedrückte; mehr noch lagen auf ihrer Seele seine schweren Geisteskämpfe im

Ringen nach Entfaltung und Anerkennung seiner Dichterkraft, da sie die einzige war, die ihn darin verstand, an ihn glaubte und ihm half mit rührender Liebe. Es war eine große Qual für ein tiefempfindendes Herz, diesen unglücklichen Menschen um sich zu sehen mit seinem durch bittere Armut gefesselten gewaltigen Geiste, dessen traurige und wilde Stimmungen für sie allein aufgespart blieben. Darum ist sie aber auch ganz Eins mit ihm geworden. Sie hat teil an seinen größten Schöpfungen, die aus seinem Geiste und ihrer Seele gewoben sind, wie die holde Gestalt seiner Genoveva; und wurde die Mutter seiner beiden früh verstorbenen Kinder. Hebbel sagte zu ihr: Du genießest mit mir mein geheimstes Leben, Du gehörest durchaus mit zu meinem Wesen, weil zwischen uns gar keine Grenzen bestehen.

Dennoch gab es eine Entfremdung und Trennung zwischen ihnen, zu der sich der zehn Jahre jüngere Hebbel veranlaßt sah, weil es unleidlicher Druck für seine stolze Seele gewesen, bloß der Empfangende zu sein, während sie immer die Gebende war, weil es sein größter Schmerz wurde, sie so nicht lieben zu können, wie sie verdiente, weil er sich nur durch die Not, nicht durch die Liebe an sie gekettet fühlte. — Das war ihr eigenes tiefes Leid. — Welch eine unendliche Qual liegt in dem menschlichen Dasein in seiner Verstrickung mit Schuld und mit Sünde: daß oft gerade, wo wir das Beste für uns zu tun glauben, wir das Unrechte wählen. ‚Schlecht vergalt ich ihr,‘ so klagt er selbst sich an, ‚ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer durch ein dumpfes, lebefaules Wesen.‘ Doch wilde Szenen hat sie ihm nicht gespielt, sie hat nach innen still geblutet. Das lag in ihrem ganzen Wesen, wie es das Wort in Hebbels Tagebuch, darunter sie ihren Namen setzte, bedeutungsvoll darlegt: ‚Schmerz liegt überhaupt in der Dauer, die Freude im Augenblick!‘ So hat sie auch ihr Leid geduldig getragen, und darum war sie auch des Trostes wert: Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Schon äußerlich ist ihr der Trost nach allen Wirrnissen nicht versagt geblieben. Die edle Frau, Christine Hebbel, des Dichters Gattin, die auch der heutigen Feier sich von ganzem Herzen anschließt, hat später eine besänftigende Lösung dieser Spannungen herbeigeführt, dafür gesorgt, daß das Verhältnis sich wieder rein gestaltete und Elise Lensing über ein Jahr in Hebbels Haus nach Wien zu sich genommen. So hat Elise wieder Anerkennung ihr zum Trost gefunden, wie heute überall ihr Name gesegnet wird bei denen, die den Dichter lieben und ihr es danken, daß sie ihn uns erhalten hat. Davon soll auch der Denkstein zeugen, der über ihrem Grabe hier errichtet werden soll.

Aber auch innerer Trost ist ihr geworden; ihre Seele wurde durch all dieses Leiden verklärt, das erkennen wir aus ihrem Worte: ‚Welch ein schlimmes Ding ist es um den Menschen, daß er erst durch Unglück und harte Schicksalsschläge geläutert wird.‘ Trost ist ihr geworden in der Erinnerung an alles das, was sie dem Dichter selbstlos hat sein können; das blieb ihr lebendig in dem reichen Schatz seiner Briefe an sie. Wie ersteht doch auch für uns das Bild dieser Frau so rein und hehr aus diesen Briefen und den Tagebüchern Hebbels. Wenn er sich erinnert, daß ihm noch kein menschliches Wesen von so wunderbarer, himmlischer Harmonie vorgekommen ist, wie sie; wenn er bekennt: ‚Ich bin ihr alles, meinen äußeren und inneren Menschen, meine Existenz in der Welt und in der Kunst, schuldig geworden; niemandem wollte ich lieber in jenen reineren Regionen begegnen als ihr‘; wenn er zu ihr spricht: ‚Du bist mir heilig‘. Rein, hoheitsvoll, edel und demütig steht sie in ihrem Geistesbilde vor seiner Seele, wie er sie uns gezeichnet hat in einem seiner Lieder:

Du fuhrst in Deinem Traume
Auf blankem See dahin;
Sanft trugen Dich die Wogen,
Zum blauen Himmelsbogen
Sahst Du empor in frommem Sinn.

Da senkte aus der Höhe
Ein lichter Engel sich,
Und, die ein Westhauch schwellte,
Die gold'ne Harfe stellte
Er still und lächelnd hin vor Dich.

Du wandtest Dich mit Zagen:
„Die Harfe schlug ich nie."
„O schlage sie nur immer!"
Nun thatest Du's, und nimmer
Entquoll ihr schön're Melodie.

Und ihre Töne lösten
Dein innerlichstes Sein;
Die Himmelsthore sprangen
Schon auf, Dich zu empfangen;
Da hieltest Du in Demuth ein.

So mag sie auch heute vor uns stehen: verklärt, wie sie hindurchgedrungen ist nach aller Schuld und allen Wirrungen dieses Lebens, in sich selbst beglückt, daß sie sich habe opfern können für ihn und daß ihr Leben nicht vergeblich war.

Dies ein göttlicher Trost für sie — wie für uns, die wir ihr Leben überschauen, jener der Auferstehung, darin wir eine Verklärung aller irdischen Trübungen erkennen und eine Auflösung aller schrillen Dissonanzen in reine Harmonien einer andern Welt. Daß auch ihr dieser ewige Trost geworden ist, das ist unser Glauben, den wir verkündigen im Namen dessen, der am Kreuz erblich. Amen." — —

Der Ausschuß arbeitete weiter und versuchte — vergebens — die Mittel zu einem würdigen Denkmal aufzubringen. In Anlaß dieser Sache ist nun ein „Märchen" entstanden, das selbst noch kürz-

lich im „Berliner Tageblatt" vom 14. November 1913, Nr. 580, 4. Beiblatt, wieder auftauchte und noch immer erzählt wird. Entstanden ist es durch einen „Hamburger Brief" von Adolf Goetz in der „Breslauer Zeitung" vom 29. August 1907, Morgenausgabe Nr. 604. Dort heißt es: „... Damals, als bei Beginn des Baues des neuen Bahnhofes der zerfallene Grabstein Elise Lensings gefunden wurde[28]), da hatte Baron Berger gerade Hebbel für die Hamburger Bühne entdeckt. Und Hamburgs erste Frauen taten sich zum Komitee zusammen, und man sammelte ein Riesenstück Geld und hatte schon das Denkmal in Auftrag gegeben und das Programm der ‚stimmungsvollsten' Feier bestimmt. Baron Berger sollte eine Rede halten. Adele Doré sollte die tote Geliebte Hebbels mit pathetischer Gebärde noch einmal beschwören. Ein Fest sollte es werden, ‚den Manen des toten Dichters geweiht'. Da — o Jammer, o Entsetzen — da wird bekannt, daß Elise Lensing, die Hebbel in Hamburg vor dem Hungertode gerettet hatte, von dem Dichter zwei Kinder der Liebe hatte. Du Himmel über Hamburg — schließe dich vor solchem Greuel, — du Erde unter Hamburg — tue dich auf! Ganz Harvestehude war empört, ganz Rotherbaum[29]) schämte sich nachträglich der entarteten ‚Person'. Und die Edelste des Komitees rannte spornstreichs zum Komitee und sprach die geflügelten Worte: ‚Nöch, wenn man solchen Personen einen Denk=tein setzen wollte, da müßte sich jede anständige Frau schämen, nöch?' — und sie trat sofort vom Komitee zurück. ‚Goott neihn —, das ginge wörklich nöch.' — Da bekam Elise Lensing kein Prunkdenkmal; da hielt Baron Berger keine Rede, Adele Doré rezitierte nicht; das Komitee löste sich auf — und das Denkmal blieb im Atelier .." Um nun für immer dieses „Märchen" zu zerstören, stelle ich hier ausdrücklich fest — zur Ehre von Hamburgs Damen —, daß die ganze Geschichte eine Erfindung ist.

Elise Lensing hat doch ihr Denkmal bekommen. Am 100 jährigen Geburtstage Hebbels weihte die „Literarische Gesellschaft" einen schlichten Gedenkstein ein, von dem uns der Spruch entgegenleuchtet:

„Blumenkränze entführt dem Menschen der leiseste Westwind,
Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigste Sturm."

Und mit köstlichem Baumschmuck hat der Friedhofsdirektor Cordes das Grab umgeben.

Christine Hebbel.

„Das Weib gebiert den Menschen nicht einmal, sondern zweimal. Auch die geistige Wiedergeburt durch die Humanität ist ihr Werk." (Tagebuch I, S. 31.) Die Wiedergeburt Hebbels verdanken wir seiner Frau. Es muß eine eigenartige Persönlichkeit gewesen sein, die diesen herben Stoff umformen konnte. Leider wird Christine von den Hebbelbiographen stiefmütterlich behandelt, von ihrem Leben *nach* 1863 hören wir kein Wort. Schon das rein menschliche Interesse an ihr verlangt danach, von ihrem weiteren Schicksal zu hören. Aber auch aus einem tieferen inneren Grunde darf sie nach Hebbels Tode nicht selber tot sein; denn ihr weiteres Leben war ein Kampf um die Anerkennung Friedrich Hebbels. Wenn er heute für uns ein Lebender ist, so gebührt seiner Witwe daran hervorragender Anteil. Ich habe im folgenden Material herbeigeschafft, um die Lücken der Biographie dieser nicht alltäglichen Frau zu schließen und sie auch besonders als Künstlerin zu werten.

Christine Engehausen, mit ihrem Bühnennamen Enghaus, entstammte wie Hebbel ärmlichen Verhältnissen und lernte gleich ihm früh die Not des Lebens kennen. Am 9. Februar 1817 wurde sie als Tochter eines Handwerkers in Braunschweig geboren. Der Vater starb früh und um mitverdienen zu können, ging die kleine Christine zum Ballett. Doch ihr Verdienst von $1^1/_2$ Talern monatlich war zu gering, um Not und Sorge aus dem Hause zu vertreiben. Auch wenn sie für Mitspielen in Kinderrollen bald eine besondere Belohnung bekam, reichte es nicht aus. Das Mädchen

ist manchmal hungrig ins Bett geschlüpft. Durch ihre talentvolle Darstellung in Kinderrollen erregte sie bald die Aufmerksamkeit des Dramaturgen Dr. Köchy, der sich nun der Kleinen annahm. Am Tage nach ihrer Konfirmation sollte sie im Ballett als Knabe tanzen, weil es aber ihrem Gefühl widerstrebte, verweigerte sie es dem Ballettmeister. „Ich mußte seinen ganzen Zorn darüber empfinden, er schalt mich und wies mir die Thür. Mit weinenden Augen ging ich hinaus. Da traf ich den Dr. Köchy, der Dramaturg des Theaters war; er hatte mir oft freundliches über meine kleinen Rollen gesagt, ich klagte ihm mein Leid, ich bat ihn, mich zu prüfen, ob ich nicht Talent zur Schauspielerin hätte. Er bestellte mich auf den andern Tag in seine Wohnung, wo ich ihm einige Gedichte recitieren sollte. Es geschah, er sagte mir darauf, ich hätte nicht allein Talent, auch ein gutes Organ und äußere Mittel, er wolle mir mit Freuden einige Rollen einstudieren. Wer war glücklicher als ich?" (Christine Hebbel, Neue freie Presse 1897, Nr. 11 663.)

So hatte der freundliche Dramaturg dem Mädchen die Tür zum Leben geöffnet. Er studierte mit ihr drei Rollen ein: Jungfrau von Orleans, Luise Miller und Toni. Dann vermittelte Köchy ein Gastspiel in Bremen. Am 30. Oktober 1833 sahen die guten Bremer sie als Johanna und spürten gleich, daß in der Schauspielerin eine Künstlerin großen Stils stecke. Das Kostüm hatte sich die Debutantin selbst zurechtgenäht, und ihr weißes Kleid als Luise war ihr vom hochherzigen Gönner geschenkt worden. Christine wurde sofort engagiert, war aber nachher enttäuscht, als man sie in Rollen beschäftigte, die ihrem Talent und ernsten Wollen nicht entsprachen.

Erst in Hamburg kam die künstlerische Persönlichkeit zur vollen Entfaltung. Amalie Haizinger, die später wieder mit ihr zusammen am Burgtheater war, lernte sie gelegentlich einer Gastspielreise kennen und brachte sie 1834 nach Hamburg ans Stadttheater. Unter der väterlichen Leitung des Direktors J. L. Schmidt

entwickelte sich nun Christine Enghaus zur Künstlerin ersten Ranges und war bald ein heller Stern am Theaterhimmel. Schon 1835, als Christian Friedrich Hebbel nach der Hansestadt kam, lag das Publikum im Banne der gefeierten Enghaus und spendete Beifall, Blumen und Huldigungsgedichte. Obwohl sie ihr Eigenstes in der Tragödie gab, leistete sie auch im Lustspiel so Hervorragendes, daß es in einer Kritik heißt: „Die bedeutende Rolle der Christine (im ‚Goldenen Kreuz', Lustspiel nach dem Französischen von G. Harris) wurde wieder von Mamsell Enghaus mit so durchgreifender Wahrheit, mit so weichem Gemüth und mit so treffender Charakteristik gegeben, daß man wirklich kaum begreifen kann, wie in so zarter Jugend eine solche Farbentreue möglich ist." (Freischütz vom 25. Juli 1835, Nr. 30, S. 480.) Die Begeisterung der Hamburger steigerte sich bis zur Narrheit, wie folgende Anekdote beweist: In einem Stücke mußte sie den grausamen Tod erdulden. Doch das war der Galerie zuviel, sie tobte: „Die Enghaus darf nicht sterben!" Und — man mußte dem Stücke einen guten Schluß geben. Carl Toepfer[1]) charakterisiert sie in einem Aufsatz der „Thalia"[2]) (4. Jahrgang, 1839, Nr. 91) allseitig und trefflich: „Das Hochtragische (der eigentliche Pathos) ist das Ziel, dem sie mit raschen Schritten entgegen geht; weniger spricht sie die Koketterie des Lustspiels an. In dem Kreise, der zwischen beiden liegt, ist sie unübertrefflich, durch und durch wahr, immer absichtslos, ohne Berechnung und deshalb desto seelenvoller. Im Schauspiel hat sie nirgend eine Verdunkelung zu fürchten, sie behauptet als junge Liebhaberin eine der ersten Stellen bei der Deutschen Bühne. Nicht das einseitige Urteil einer Stadt bestätigt dies. Auf ihrer letzten Reise haben sich mehrere bedeutende Theater, unter diesen Berlin und Wien, ebenso über sie ausgesprochen. In ‚Griseldis', den ‚Geschwistern', ‚Zurücksetzung', ‚Pariser Taugenichts' u. s. w. hat sie überall Triumphe gefeiert." Die Befürchtung, die Toepfer in dem zitierten Aufsatz aussprach, wurde schon bald wahr. Christine

unterschrieb den Kontrakt fürs Burgtheater, und selbst die Aussicht, „Judith" zu spielen, konnte sie nicht fesseln. „Das landesherrliche Pensionsdekret ist für eine Künstlerin, welche gegen ihre Familie ernste Pflichten zu erfüllen hat, ein zu wichtiges Dokument, als daß es ihr nicht zur Entschuldigung gereichen sollte, wenn sie eine Stadt verläßt, wo sie so sehr gefiel, wo sie ihre Ausbildung fand, und wo sie sich so glücklich fühlte." (Thalia a. a. O.) Hamburg trauerte und bereitete der scheidenden Künstlerin Ovationen wie nie zuvor. „Abschieds-Akademie der Dem. Enghaus ... Bei ihrem Auftreten im ersten Akte der ‚Maria Stuart' ward Dem. Enghaus mit einem minutenlang anhaltenden, wahren Sturm von Beifall begrüßt. Dem Zwiegespräch mit der Elisabeth im dritten Akte folgte wieder ein nicht endenwollender Applaus, und am Schlusse dieses Aktes wurde Dem. Enghaus auf das Einstimmigste gerufen. Den Gipfel erreichte jedoch der Enthusiasmus am Schlusse der Vorstellung (letzter Akt von Griseldis), wo wir einen, so hier wohl noch nicht erlebten Triumph einer Künstlerin sahen. Kaum war der Vorhang gefallen, so erscholl ein stürmisches Verlangen nach Dem. Enghaus, und kaum trat sie hervor, so flogen ihr von allen Seiten Kränze, Blumen und Gedichte[3]) entgegen. Erst nachdem der Applaus einige Minuten lang gewährt hatte, konnte Dem. Enghaus zu Worte kommen. Als sie zurücktrat, wiederholten sich die Rufe: ‚Lebe wohl!' ‚Bravo!' u. s. w. Die Damen wehten ihr mit den Tüchern aus den Logen zu, ein Instrumental-Tusch wurde verlangt, und erst nachdem Dem. Enghaus viermal gerufen und erschienen war, verließ das Publikum das Haus ..." (Thalia von 1840, Nr. 29, S. 232.) Selbst die Altonaer wollten sie zum Abschied noch einmal spielen sehen. Gar manchen Tag waren sie nach Hamburg gepilgert, „um die Musterdarstellungen der trefflichen Enghaus anzustaunen", jetzt wurde ihnen „der selten zu erlangende Genuß zu teil, eine der bedeutendsten tragischen Künstlerinnen Deutschlands" bei sich gastieren zu sehen. Christine trat in Altona[4]) in ihren beiden

Glanzrollen auf, in „Griseldis" und in „Maria Stuart" und erlebte auch hier die höchsten Triumphe.

Christine Enghausen hat sich zeitlebens den Glauben an die künstlerische und sittliche Mission des Theaters bewahrt. In einem Briefe an eine Freundin schreibt sie noch am 5. Juli 1901: „Es wäre noch besser, wenn sie billige Theater bauten (es ist von der Gründung von Lesehallen die Rede!), wo auch die Ärmsten um einige Pfng. hineingehen könnten, und sich durch Anschauen der Meisterwerke unserer großen Dichter Goethe, Schiller, Kleist u. s. w. die wahre Bildung zu holen, die den Menschen erhebt und begeistert für alles Gute und Schöne. Auf diese Höhe müssen wir wieder kommen, wenn wir Gott ähnlich. werden sollen, was doch das Ziel jedes Menschen sein muß." Leider hinderte Heinrich Laube sie daran, ihre künstlerische Persönlichkeit zur vollen Entfaltung zu bringen. Dieser Streit mit Laube hat so tief in beider Leben eingegriffen, daß sie sogar dem fernen Bruder Johann, der doch kaum Verständnis für solche Sachen hatte, davon Mitteilung machten. In einem undatierten Briefe Johanns fand ich nämlich folgende Stelle: „Was ist Euer Beider Feind von schon langen Jahren noch immer gräßlich, ich meine H. L a u b e [5])."

Christine kannte den Dichter Hebbel schon eher als den Menschen. Bereits in Hamburg hatte sie durch Carl Toepfer von der „Judith" erfahren[6]) und sich später ein Exemplar der Buchausgabe nach Wien senden lassen. Sie machte auch den Versuch, die Tragödie auf die Hofbühne zu bringen. Doch die Zeit war dafür in der Kaiserstadt noch nicht gekommen, und Graf Dietrichstein gab ihr zur Antwort: „Was fällt Ihnen ein, liebe Enghaus, ein biblischer Stoff ist doch fürs Theater undenkbar!" Durch Prechtler lernte sie nun 1846 auch den Menschen kennen. Gewiß, die Liebe führte beide zusammen, aber andere gewichtige Gründe sprachen mit, vor allen Dingen beim Dichter. Endlich bot sich ihm eine behagliche Existenz, und ein stolzes, schönes Weib, eine gefeierte Künstlerin

reichte ihm die Hand. Kein Wunder, daß vor ihrem Glanze das Bild einer andern verblaßte. Wir können menschlich den Schritt verstehen, fühlen aber ein inneres Unbehagen, wenn er die Tat mit Scheingründen zu rechtfertigen versucht. Unrecht bleib Unrecht und soll auch so genannt werden.

Christine empfand neben Liebe auch Mitleid mit dem verhungerten Hebbel, der, wie sie selber, eine Jugend voll Not und Sorge hinter sich hatte. Dazu kam, daß ihr Sohn Karl (Koch) größer geworden war und einen Vater haben mußte. Eine schwere Kampfeszeit war die junge Ehe. Die Schatten der Vergangenheit standen noch immer drohend zwischen ihnen. So leicht war Elise nicht weggeräumt, trotz aller Worte. Auch brach Hebbels harte, heftige Natur wieder durch, und manchmal gab er sich ihr willenlos hin. Es ist wohl Christines größte Tat, den „neuen" Hebbel geschaffen zu haben.

Eine zweite Periode seines Lebens begann, die auch sein Gemüt so aufblühen ließ, daß wir staunend davon im Tagebuche lesen. Nicht nur mit Liebe, auch mit feiner weiblicher List wußte Frau Hebbel ihren Mann umzuwandeln. Sie war nicht nur ein liebendes Weib, sondern auch eine gute Köchin, und der Dichter hatte für diese Seite wohl Verständnis. Mit großem Behagen hat Frau Christine später Schlömer erzählt, daß sie ihren aufgeregten und manchmal — in der ersten Zeit — eifersüchtigen Gemahl mit Dithmarscher Mehlbeutel[7]) besänftigt habe. Auch eine andere Anekdote zeigt sie von dieser schalkhaften Seite. Als 1848 die Revolution in den Wiener Straßen tobte, wurde es ihr in der Wohnung etwas unheimlich, und sie machte den Vorschlag, daß alle zur Großmutter nach der geschützteren Josephstadt ziehen sollten. Allein, Hebbel schützte dringende Arbeiten vor und wollte nicht. Frau Christine sagte nichts und ging am andern Morgen mit Titi fort, vergaß aber nicht, die gebratene Gans, auf die sich der Mann schon freute, und seine Lieblingsblume, die er gerne neben sich stehen hatte,

mitzunehmen. Und siehe, am Abend klopfte bei der Großmutter ein Mann ans Fenster — der große Friedrich Hebbel bat um Einlaß.

Ihre Kinder, Karl und Christine, machten ihr große Freude. Den Knaben liebte Hebbel erklärlicherweise nicht, und er freute sich, daß der Junge nach Hamburg kam. Um so mehr liebte die Mutter dies Kind, das sich später sehr gut entwickelte. Nachdem Karl in der Hansestadt zum Kaufmann ausgebildet war, ging er am 28. April 1867 nach Valparaiso und wurde hier bald ein angesehener, wohlhabender Mann. Ein reger Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn blieb bestehen, ja steigerte sich noch, als Karl sich 1871 verheiratete[8]). Für längere Zeit weilte die etwas kränkliche Gattin im Hause der Schwiegermutter, der auch einige Enkelkinder zur Erziehung anvertraut wurden. Leider starb Carlos (so nannte er sich in Amerika) schon am 18. Sept. 1895. Als er seine Mutter besuchte, streckte ihn in Wien auf der Post ein Herzschlag tot zu Boden.

Titi verheiratete sich mit Dr. Alfred Kaizl, dem damaligen Direktor der Südbahn. Sieben Jahre war Hebbel schon tot, als die erste Enkelin geboren wurde. Er würde viel Freude an dem Kinde erlebt haben; denn es hatte nicht nur den Namen, sondern auch die künstlerischen Qualitäten der Großmutter geerbt. Mit der zweiten Schwester Therese[9]) wurde Christine für die Bühne ausgebildet und nach Riga engagiert. Frau Hebbel verfolgte mit großem Interesse die Entwicklung der beiden Enkelinnen, und sie versäumte es nicht, als diese 1890 auf einer Gastspielreise nach Berlin kamen, nach der Reichshauptstadt zu reisen, um die beiden spielen zu sehen. Christine, die ihre Schwester weit überragte, kam schon nach einjähriger Tätigkeit in Riga ans Hofburgtheater. Großvater und Großmutter, deren Büsten das Theater schmückten, waren dort nicht recht gewürdigt worden, die Enkelin teilte dasselbe Schicksal. Doch deren zarte Natur wurde von dem steten Kampf um Anerkennung und Würdigung untergraben. Die Eltern schickten das Kind nach dem Süden, ins österreichische Küstenland. Aber auch

in diesem milden Klima wurde es nicht besser, langsam siechte die schöne und gute Christine dahin. Der Tod pflückte diese reine Mädchenblüte, ehe sie ein hartes Leben ganz vernichtete. Am 12. Dez. 1893 starb sie in Hugo Schlömers Hause zu Sagrado-Sdrausina. Und genau dreißig Jahre nach dem Tage, an dem man Friedrich Hebbel in die kühle Erde gesenkt hatte, öffnete sich die Familiengruft auf dem Matzleinsfriedhofe zum zweitenmal, um die Enkelin aufzunehmen.

Wie es einer Christin gebührte, so ertrug die Großmutter den Schlag. Sie war religiös eine ganz andere als der Dichter. Aus all den vielen Briefen, die ich von ihr gelesen habe, spürt man ein starkes Gottvertrauen und ein kindlich gläubiges Gemüt. Ich bin darum auch der festen Meinung, daß *Hebbels spätere religiöse Wandlung zum allergrößten Teile auch auf Christine zurückzuführen* ist.

Eigentlich war Frau Hebbels weiteres Leben nur ein Kampf um die Anerkennung des Dichters, der mehr und mehr der Vergessenheit anheimfiel. Treu standen ihr wackere Freunde zur Seite, allen voran Felix Bamberg[10]), und Emil Kuh, der edle Jude.

Christine überließ Bamberg gegen eine Entschädigung den gesamten handschriftlichen Nachlaß mit Ausnahme der Lensing-Briefe. Und sehnsuchtsvoll wartete sie auf das Erscheinen des ersten Briefbandes. Überglücklich schrieb sie dann am 16. November 1890 an einen Freund: „Ich freue mich unendlich, das Erscheinen des ersten Bandes der Briefe noch erlebt zu haben." Auch die Entstehung der Kuhschen Hebbelbiographie[11]) verfolgte sie selbstverständlich mit tätiger Teilnahme. Der gute Freund setzte in selbstloser Weise dem Toten ein unvergängliches Denkmal. Klingenden Lohn hat er dafür nicht geerntet. „Kuh ... muß sein Brot mit geistiger Arbeit sauer verdienen, hat für Frau und Kinder zu sorgen, und hat viel Arbeit mit der Herausgabe von Hebbels Werken.

Die Biographie, die er schreibt, wird sein Lohn für seine große Mühe sein, ‚denn Honorieren läßt er sich von mir nicht.‘ Noch weiß man nicht, ob der Buchhändler das Buch gut bezahlt, ob nicht die Ehre für ihn, das Werk geschrieben zu haben, der höchste Preis ist?“ (Christine an Johann Hebbel, 31. Juli 1867.) Unter Verzicht auf eigenen Gewinn, setzte Frau Hebbel es nach langen Verhandlungen mit Campe durch, daß eine wohlfeile Ausgabe der Werke erschien. Wo irgendwo in deutschen Landen etwas zu Ehren Hebbels geschah, da stellte sie sich ein mit einem Dankesworte, mit einer Aufmunterung. Immer größer wurde ihre Hoffnung, daß Hebbel wieder zu neuem Leben erstehen werde, mit einer rührenden Inbrunst hatte sie immer daran geglaubt. „Das Gute braucht Zeit! Nur der Kork schwimmt auf den Wellen; doch die Perle — wie sagt Hebbel darüber?

‚Perlen hast du gesäet, auf einmal beginnt es zu hageln,
Und man erblickt sie nicht mehr. Hoff' auf die Sonne, sie kommt!‘

Sie kommt — doch sie scheint ihm nicht mehr! — Nun, beim großen Wiedersehn werd ich ihm sagen: wie sie meinen Lebensabend vergoldet, und er wird zufrieden sein.“ (Christine an Schlömer, 1. Jan. 1882.) „Wenn das Gute ... sich erfüllte, dann habe ich nicht umsonst so viele Jahre um das Todtschweigen Hebbels ... gelitten, und danke Gott, daß ich seine Auferstehung noch erlebe.“ (An denselben, 19. Juni 1901.) „Jetzt endlich, nach langem Harren, sind die Nibelungen vollständig über unsere Hofbühne gegangen. Und Chriemhilds Rache mit fast noch größerem Erfolg als die ersten beiden Theile ... Es war ein schmerzvoller, und doch erhebender Abend für mich! Am Schluß wollte der Beifall nicht enden, und als der Vorhang in die Höhe ging, stand auf einem Postamente Hebbels Büste mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nun erst war der Jubel vollkommen! Doch mir war zu Muthe, als müßte ich vor Schmerz in die Erde sinken! Erst das volle Leben im Stück — und dann die todte eiskalte Büste auf der Bühne — ich sah ihn in voller Lebens-

kraft vor mir, und in einem Augenblick darauf im Sarge." (An Johann, 28. Sept. 1872.)

An Ehren fehlte es der hochbetagten Witwe des Dichters nicht. Das zeigte sich besonders auch an ihrem 90jährigen Geburtstage. Auch von Kaiser Wilhelm II. wurde sie gelegentlich der Nibelungenaufführung ausgezeichnet und sprach ihm später das Gedicht „An Se. Majestät den König von Preußen" vor. „Der Kaiser empfing mich in seiner Loge und sagte mir viel zum Lobe Hebbels, unter anderem auch: wenn Hebbel noch lebte, was könnte er jetzt für Holstein sein." (Frau Christine an den Grafen v. Hochberg, 5. Dez. 1895.) Aber trotzdem blieb sie bescheiden und schrieb am 3. Mai 1901 einem alten Freunde: „Ihre Majestäten Kaiser Wilhelm und die Kaiserin ertheilten mir einen so hohen Beweis Ihrer Huld und Gnade, den ich aber nicht ausspreche, sondern im tiefsten Herzen als Heiligthum bewahre." Das deutsche Volk versuchte noch spät gutzumachen, was es früh am Dichter gesündigt hatte. Unter Vorsitz vom Grafen Bolko von Hochberg bildete sich ein Ausschuß, welcher alle großen Bühnen aufforderte, eine Benefizvorstellung zum Besten einer geplanten Ehrengabe für Frau Hebbel zum 85jährigen Geburtstage zu veranstalten. Das Burgtheater stellte sich mit tausend Mark an die Spitze des Unternehmens. Frau Christine Hebbel überwies die Ehrengabe an die von ihr 1898 in Kiel gegründete Hebbelstiftung. Auch zahlreiche Privatleute beteiligten sich an der Spende, und so erreichte die genannte Stiftung bald die festgesetzte Höhe von 30 000 Mark. „... Die Stiftung hat den Zweck, in Schleswig-Holstein geborenen, unbemittelten Künstlern, deren Leistungen über das Durchschnittsmaß hinausgehen, in erster Linie Dichtern, eine Unterstützung zu gewähren." (§ 1 der Statuten.) „Ich habe zum Andenken meines Mannes eine Friedrich Hebbel-Stiftung in Holstein eingeleitet. Den Vorsitz hat Klaus Groth übernommen. Die Stiftung ist hauptsächlich gegründet in der Erinnerung an Hebbels in schwerer Entbehrung verbrachte Kindheit und Jugend-

zeit." (Frau Christine an den Grafen v. Hochberg, 5. Dezember 1895.)

Hatte Christine schon als Kind treu für ihre Angehörigen gesorgt, so auch noch als Frau und Witwe. Das meiste tat sie wohl für Hebbels unglücklichen Bruder Johann[12]), der sich immer mehr dem Trunke ergab und dem Namen Hebbel nur Schande machte. Zu jedem Opfer war sie bereit, trotzdem ihre finanzielle Lage nicht immer sehr günstig war. „Das neue Steuergesetz nimmt uns fast den 4. Theil unserer Einkünfte, das ist ein harter Schlag, da heißt es sich nach jeder Seite einschränken." (An Johann, 26. März 1868.) Wir müssen es der edlen Frau hoch anrechnen, daß sie diesen Menschen nicht von sich abschüttelte, sondern ihn stets als einen Verwandten ehrte und behandelte. Mit Hilfe treuer Freunde sorgte sie für Johanns Übersiedlung nach Wesselburen und nahm sich nach dem Tode der Eltern auch des Sohnes Konrad Hebbel[13]) an.

Seit 1868 machte sich bei Frau Hebbel ein Augenleiden bemerkbar, das sich im Laufe der Jahre derart verschlimmerte, daß sie weder lesen noch schreiben konnte. Daneben quälten sie, besonders während der nebeligen Jahreszeit, heftige rheumatische Schmerzen. Längst hatte sie das biblische Alter überschritten, war wohlbetagt und lebenssatt. Ruhig konnte sie von der Erde scheiden; denn das Ziel ihres Lebens war erreicht: Friedrich Hebbel war von den Toten auferstanden. Am 29. Juni 1910 starb sie und wurde neben dem Dichter in der Familiengruft beerdigt.

Aus Hebbels Freundeskreis.

Manche von Hebbels Hamburger Freunden sind uns bislang nur dem Namen nach bekannt. Und doch ist es für die Forschung von Interesse, auch etwas über solche Personen zu erfahren, nicht nur deshalb, weil sie einst mit dem Dichter persönlich verkehrten, sondern auch, weil dadurch dunkle Stellen und Abkürzungen in den Tagebüchern ihre Erklärung finden. Meinen Nachforschungen ist es gelungen, auch hier stellenweise neues Material zu beschaffen.

Wilhelm Hocker[1]), der Sohn eines reichen Weinhändlers, wird Hebbel in Wesselburen von Amalie Schoppe als „reiner und begabter Jüngling" geschildert. (Bornstein II, S. 312.) Doch die Freundschaft zwischen beiden zerfiel bald wieder. Hebbel machte seiner Gönnerin darüber später Vorwürfe. „An dieß Individuum habe ich aus Dithmarschen freundschaftliche Briefe geschrieben ... Erster Eindruck schon widerwärtig." (Tagebuch III, S. 367.) So ganz widerwärtig muß der Eindruck nun wohl doch nicht gewesen sein; denn in einem Briefe an Franz (Bornstein II, S. 144) heißt es: „... im Anschluß eine Erzählung von Hocker ... Sie ist vorzüglich und zeigt mir Hocker von einer ganz neuen Seite, so wie wir uns in den letzten Tagen auch als Menschen und als Freunde um tausend Schritt näher gekommen sind." Werners Buch hat Ansätze zu einer andeutenden Biographie Hockers. Aber er zeigt nicht, daß erst das Schicksal diesen Menschen zu dem machte, was er später war und wurde.

Wilhelm Hocker wurde am 28. Dezember 1812 zu Boitzenburg an der Elbe (Mecklenburg) geboren. Sein Vater war damals Küfer in einer dortigen Weinhandlung. Der Knabe verlebte eine traurige Jugend. Bis zu seinem 9. Lebensjahre war er bei einem armseligen Schneiderehepaare zur Erziehung. Hier lernte er kaum das Abc, sah seine Pfleger sich aber immer prügeln und hörte sie schimpfen. 1821 ließ ihn sein Vater nach Hamburg kommen, und er erhielt nun von einem ungenügend gebildeten Lehrer notdürftigen Unterricht. Was er schließlich lernte, erwarb er durch eisernen Fleiß. Seine dichterische Neigung zeigte sich schon im zwölften Lebensjahre, wie eine poetische Umschreibung des Vaterunsers beweist. Nach seiner Schulzeit blieb er im Elternhause und erlernte die Küferei. Doch jetzt brachte sein Beruf ihn mit Menschen zusammen, die sittlich auf einer sehr tiefen Stufe standen und, wie die Folgezeit zeigte, ihn schlecht beeinflußten. „Mitten in einer Umgebung von total verwilderten Menschen, von Milchbauern und manchen andern Leuten, deren Entsittlichung alle Begriffe übersteigt (vgl. Briefwechsel II, S. 45!), war er verdammt, zu vegetieren. Die Zeit, die vom Bouteillenspülen, Abziehen, Auffüllen etc. übrig blieb, mußte auf die Bedienung dieser rohen Gesellen verwendet werden. Sieben Jahre lang war er an diese Galeere geschmiedet, und man muß gestehen, daß er sich während dieser Zeit ... seinen innern Funken rein und hell erhalten hat." (Vorrede des Verlegers zu Hockers poetischen Schriften. 3. Auflage. Kiel, 1844. S. X.) Die gute Schoppe hatte also keine Schuld, wenn sie ihn „reinen" Jüngling nannte. Von der vielleicht schon begonnenen sittlichen Fäulnis konnte sie als Frau doch nichts wissen. Und für „begabt" hielten ihn alle Hamburger, die seine Couplets zur Verherrlichung der Hansestadt sogar einmal „vierzigmal mit steigendem Beifall" als Einlage in einem Theaterstück sangen. Selbst ein führendes Organ „Literarische und Kritische Blätter der Börsenhalle" brachte seine Gedichte, und in Nr. 986 vom Jahre 1835 fand ich von

ihm ein allegoriſches Gedicht: „Neujahrs-Mährchen" mit der Bemerkung, daß dem Publikum „das Talent eines jungen Hamburgers, der, hiernach zu urtheilen für die Folge viel verſpricht", vorgeführt werden ſolle.

Für den „Maskenzug", der beim Publikum Begeiſterung erregte, erhielt er vom Polizeiherrn 14 Tage Arreſt auf dem Winſerbaum (Hamb. Staatsgefängnis). Darum ging er auch bald nach Hebbels Ankunft nach Berlin und blieb hier bis 1838. Dann kehrte er nach der Heimat zurück. „Sein Hamburger Geſchäft ſcheint er vernachläſſigt zu haben." (Werner, S. 85.) In der erſten Zeit war es wohl nicht der Fall; denn ſonſt hätte man ihn wohl kaum zum Weinmakler gewählt und vereidigt. Aber nach 1843 ging es mit ihm bergab. Beim Volk ſtand er freilich in hoher Gunſt, und ſeine vorwiegend ſatyriſchen Dichtungen fanden als fliegende Blätter, mit Titelkupfern geziert, reißenden Abſatz und brachten ihm den Titel „Volksdichter" ein. Er war damals bekannter als ſein Freund Hebbel. Selbſt die Bergedorfer Eiſenbahnzeitung[2]) machte ihre Leſer pflichtſchuldigſt darauf aufmerkſam, wenn Hocker im Zirkus in St. Pauli auftreten wollte. Mit dem „Winſerbaum" machte er bald aufs neue Bekanntſchaft, doch auf Verwendung des Kollegiums der Oberalten ſchenkte ihm der Senat zwei Monate von der vierteljährigen Gefängnisſtrafe. Hätte Hocker einen Freund gehabt, der ihn vor ſeinen Verirrungen bewahrt und ſein Können auf andere Bahnen gelenkt hätte, ſo wäre er auch wohl nicht ſo tief geſunken. Aber nicht nur Hebbel wandte ſich von ihm ab, ſondern auch Brede, der ihm ſogar die vertrauliche Anrede entzog, und ebenfalls Amalie Schoppe. Schließlich endigte der haltloſe und von Jugend an verwahrloſte Menſch am 7. Juli 1850 im Allgemeinen Krankenhauſe zu Hamburg.

Hockers Freund und Mitarbeiter an den „Modeblättern" war Ferdinand Julius Brede. Krumm ſchreibt von ihm: „Wahrſcheinlich ein Freund in Dithmarſchen, der Name wird ſonſt

nirgends erwähnt." (Krumm I, S. 22.) Allein, dieſe Vermutung iſt falſch. Es findet ſich im Tagebuch auch noch eine andere Stelle, wo von Brede die Rede iſt. „B. iſt eine zarte, tiefe, oft bizarre Natur, ſehr bedeutend als Individualität, weniger als Autor; ich achte und liebe ihn am meiſten, doch zeigten auch wir uns einander nur in Manſchetten." (Tagebuch I, S. 328.) Es nimmt uns natürlich nicht wunder, wenn Krumm hier nun bemerkt: „Wer unter B. zu verſtehen iſt, kann nicht mit Beſtimmtheit angegeben werden." (Krumm II, S. 211.) Wir dürfen und müſſen annehmen, daß hier mit B. kein anderer gemeint iſt als eben jener Brede. Dieſer war 1799 in Stettin geboren und lebte ſpäter in Altona. Er war Kommis, dann Buchhalter, und zuletzt nannte er ſich Kaufmann. Am 18. November 1838 führte er ſeine geliebte Laura heim, aber ſchon am 15. Dezember 1849 raffte der Tod ihn hinweg. Seine Poeſien veröffentlichte er unter dem Pſeudonym de Fibre. Paul Bornſtein weiß das nicht; denn die Briefſtelle (Bornſtein II, S. 329) „Die liebevollſten Grüße von Hocker und de Fibre" erläutert er (S. 386): „de Fibre: wie Hocker dilettantiſcher Mitarbeiter an den ‚Modebl.' der Schoppe." Aus der Anmerkung S. 361, 150, geht deutlich hervor, daß Bornſtein Brede wohl kannte und alſo, verleitet durch das Pſeudonym, irrtümlicherweiſe von zwei Perſonen redet, die doch nur eine ausmachen.

Zu dieſem „Dichterkreiſe" — Gutzkow nennt ihn ſpöttelnd Kreis der Handlungsdiener — gehörte auch Antonio Richard Eduard Janinsky, dem Emil Kuh nicht ganz gerecht wird. Der Pole war Hebbels beſter Freund in Hamburg und war in die vertrauten Verhältniſſe eingeweiht. Ihn allein nahm Hebbel von den Hamburger Bekannten mit nach Wandsbek, um Gevatter bei der Taufe von Friedrich Maximilian zu ſtehen. Janinskys Vater war ein flüchtiger polniſcher Edelmann, der ſich in Hamburg niederließ, eine Hamburgerin zur Frau nahm und ſich nun Jahnens nannte. Peter David Jahnens war nicht unvermögend und war Inhaber einer

„Fabrik von Watten und gekratzter Baumwolle". Der kleine Eduard — seiner andern Namen bediente er sich nie — erhielt einen guten Privatunterricht, besonders von einem emigrierten französischen Geistlichen. Auf Wunsch des Vaters studierte der Junge Maschinenbaukunde und machte zur weiteren Ausbildung viele Reisen. Doch Janinsky betrachtete seinen Beruf nur als Hindernis seiner schriftstellerischen Laufbahn und fing 1822 an, in dieser Richtung tätig zu sein. Er war kein großer Schriftsteller, aber auch gerade kein unbedeutender. Amalie Schoppe schätzte ihn sehr und Kuh macht ihr mit Unrecht daraus einen Vorwurf. Er übernahm nachher sogar die „Iduna". Noch von Wien aus wechselten Hebbel und Janinsky Briefe[3]). Die Hamburger Nachrichten weisen bei der Meldung von seiner Verhaftung noch ganz besonders auf dies Freundschaftsverhältnis hin. Bislang hatte der Pole sich nur der schönen Literatur gewidmet; Bücher geschrieben, rezensiert, an den „Originalien" und den „Literarischen und kritischen Blättern" mitgearbeitet, ein Märchendrama verfaßt, das die Kritik günstig aufnahm, unter Mitwirkung der Schoppe und ihrer Freundin Lina Reinhardt die „Aurora" (2 Bände bei Berendsohn) herausgegeben, seit 1848 sich aber auf das politische Gebiet begeben und durch Aufsätze die aufständischen Polen unterstützt. Plötzlich verhaftete man ihn Ende Juni 1850, weil man ihn für den Präsidenten des sozialistisch-religiösen Bundes „Gesellschaft der Eliten" hielt. Zwar ließ man ihn bald wieder los, aber niemand sah ihn wieder. Der „Freischütz" (1850, Nr. 116, S. 462) brachte seinen Lesern die Notiz: „Janinsky ist bald nach seiner Entlassung aus der Haft wegen Betheiligung am Elitenbunde aus Hamburg verschwunden. Niemand weiß, wo dieser Herr sich jetzt befindet, auch die eigene Mutter soll über den Aufenthalt ihres Sohnes ununterrichtet sein." Ganz unschuldig scheint er doch nicht gewesen zu sein. Man erfuhr später, daß er sich über England nach der neuen Welt begeben habe. Er starb am 20. Juni 1876 zu New York.

Außer dieſen Poeten beſtand Hebbels Freundeskreis noch aus einigen Mitgliedern des „Wiſſenſchaftlichen Vereins". Der Präſes, Friedrich Wilhelm Gravenhorſt, war am 20. Februar 1816 geboren. Kuh und Werner berichten einſtimmend, daß die Eltern vermögend waren. Ich kann ergänzend hinzufügen, daß ſie einfache Leute waren und eine Butterhandlung beſaßen. Gravenhorſt war keineswegs immer Gymnaſiaſt geweſen, ſondern aus der Sekunda des Johanneums[4]) abgegangen und längere Zeit privat unterrichtet worden, bis er wieder für $1^1/_2$ Jahre in das akademiſche Gymnaſium eintrat. Weil er ſelbſt ſo lange Privatunterricht genoſſen hatte, glaubte er ſich auch wohl am geeignetſten, den Dichter zu unterrichten, dabei wohl die Methode ſeines Lehrers kopierend. Gravenhorſt zog zuerſt mit nach Heidelberg, ging aber nicht nach München, ſondern Berlin. Leider ergab er ſich nachher ſehr dem Trunke. Ganz ſo, wie Hebbel ihn 1850 im Tagebuch zeichnet, war er aber doch nicht. „Gravenhorſt: Säufer, von ſeinen Eltern getrennt, in Altona lebend. Elende Kneipe; elendeſtes Zimmer darin das ſeine. Er nicht zu Hauſe, auf der Kegelbahn. Ich hinüber: „Sind Sie nicht der Neffe von Campe?" Dann mich erkennend; große Freude. „Das iſt ſchön von Dir, Du biſt ein berühmter Mann geworden, ich —." Übrigens noch immer ein wackerer Knabe ... Die Eltern ſteinalt, gerunzelte Geſichter, ein Zug leidenden Unwillens über den Sohn. Er ſollte ſchon Bürgermeiſter ſein und iſt kaum Doktor." (Tagebuch III, S. 366.) „Iſt kaum Doktor", etwas übertrieben; denn Gravenhorſt promovierte ſchon 1840 in Berlin. Er trat auch mehrfach ſchriftſtelleriſch auf, und noch 1852 erſchien von ihm bei Hoffmann und Campe eine Überſetzung des Luſtſpiels „Der Eunuch" von Terentius.

Bislang habe ich die Mitteilungen der Hebbelbiographen ergänzt und berichtigt. Von den folgenden Mitgliedern war uns bislang immer nur der Name bekannt.

Otto Rendtorff[5]) wurde am 11. September 1815 in Hamburg geboren. Sein Vater war Kaufmann. Rendtorff war ein hervorragender Schüler und hielt Ostern 1835 am Johanneum die Abschiedsrede über das Thema: „Von dem Freiheitssinn des Jünglings." Im Gegensatz zu seinen Freunden Hebbel und Gravenhorst blieb er immer in Heidelberg und promovierte dort 1840. Dann ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder.

Der dritte im Bunde war Patow, „über den wir gar nichts wissen". (Werner, S. 87.) In Hebbels Tagebuch (I, S. 55) findet sich folgende dunkle Stelle[6]): „Die Doktorin P...w in Hamburg, bloße Kinderfabrik, sich nicht um ihre Kinder und Haushaltung kümmernd, von Vater und älteren Söhnen selbst als bloße Holzpuppe behandelt." Mit Hilfe der zitierten Tagebuchstelle — der Name ist Patow zu ergänzen — alten Adreßbüchern und dem Hamburger Schriftstellerlexikon von Schröder ist es mir nun gelungen, doch etwas über den „gewissen" Patow in Erfahrung zu bringen. Carl Wilhelm Patow war ein Sohn des aus Mecklenburg stammenden Advokaten Johann Otto Wilhelm Patow. Ein Onkel, der 1837 starb, hinterließ allerlei dichterische Versuche. Der Vater verheiratete sich zweimal, zuletzt mit der Tochter des Apothekers Segnitz aus Elmshorn, auf die jene Tagebuchstelle gemünzt ist. Patow wohnte nach Vollendung seiner Studien nicht in der Vaterstadt. —

Besonders wichtig und noch ziemlich ungeklärt ist Hebbels Verhältnis zu Alberti, dem ich hier eine größere Berücksichtigung einräumen möchte. Des Dichters Aufzeichnungen über den Freund und Landsmann sind teilweise so verworren, daß Theodor Poppe die betreffenden Stellen in seiner Tagebuchausgabe auch aus dem Grunde gestrichen hat. Doch, um es gleich vorweg zu sagen, so schuldig, wie man bislang annahm, ist Alberti nicht. Wir müssen auch in diesem Falle unser Urteil etwas revidieren und den Angegriffenen ebenfalls zu Worte kommen lassen.

Leopold David Scharlau Alberti wurde am 30. November 1816 zu Rendsburg[7]) geboren und besuchte die Schule in Friedrichstadt, wohin seine Eltern inzwischen verzogen waren, und wo am 11. März 1827 sein Bruder Eduard geboren wurde. Da Emil Kuh über Albertis Lebensgang überhaupt nichts berichtet und Werner nur andeutet, will ich die Schicksale dieses eigenartigen Mannes etwas ausführlicher schildern. Schon mit fünfzehn Jahren reiste der junge Leopold Alberti nach Finnmarken und suchte nach seiner Rückkehr Friedrich Hebbel in Hamburg auf. Doch das Zusammenleben dauerte nicht lange, und Leopold zog wieder heim nach Friedrichstadt, wo er teils Bevollmächtigter auf dem Stadtsekretariat, teils im elterlichen Hause war. Im Februar 1846 ging er nach Amerika und lebte als Schriftsteller und Redakteur in New York. Schon während seines Hamburger Aufenthaltes hatte er theologisch-mystische Neigungen gezeigt, die ihn nun in der neuen Welt wieder heimsuchten und ihn noch im Jahre 1854 zum theologischen Studium drängten. Nachdem er in Columbus im Staate Ohio sein Predigerexamen bestanden hatte, wurde er in Portsmouth angestellt. Er wechselte mehrmals seinen Wirkungskreis. Von 1864—66 war er Präses der inkorporierten „evangelischen Synode des Nordwestens", erhielt jetzt den Titel Professor und wurde Dirigent am Prediger-Seminar zu Waukegau (Illinois), das er mitbegründet hatte. Dann war er wieder Pfarrer in Longgrove und wurde 1868 Ältester des nördlichen Synodal-Distrikts. Endlich, nach wechselvollem Leben, fuhr er wieder heim, weil seine Gesundheit geschwächt war. Von 1871—1892 wohnte er in Sülfeld bei Oldesloe in Holstein. Sein Bruder Eduard, ein verdienstvoller Mann, gab 1898 seine und seines verstorbenen Bruders Gedichte heraus. („Gedichte zweier Brüder.")

Über die erste Bekanntschaft zwischen Hebbel und Alberti berichtet Kuh: „Alberti ... hatte durch poetische Proben, die er gleichfalls im Dithmarscher und Eiderstedter Boten veröffentlichte, eine

Beziehung mit Hebbel angeknüpft. Dieser erblickte in ihm einen Geistesverwandten. Als er ihn das erstemal in Friedrichstadt besuchte[8]) und Alberti ihm eine Anzahl leerer Hefte mit den prahlendsten Titelblättern vorgewiesen hatte, da war unser nicht schwer zu täuschender Freund dermaßen eingeschüchtert, daß er mit seinem wenigen Fertigen gar nicht herauszurücken wagte. Bei Albertis Gegenbesuch hatte ihn Hebbel den alten Jugendgenossen mit sichtlichem Stolz vorgestellt und gegen dieselben die übertriebenste Ansicht über die Fähigkeiten des poetischen Wahlbruders geäußert." (S. 139 und 140.) Werner schreibt: „Hebbel schloß allzu rasch Freundschaft mit ihm, ohne daß wir über das Verhältnis näher unterrichtet sind." (S. 81.) Den ersten Hebbelbiographen möchte ich *berichtigen*, den zweiten *ergänzen*. Ich habe zwei andere Quellen entdeckt, die von jenem ersten Besuche reden und *in schroffem Gegensatz* zu Kuh stehen. In einem „Eingesandt" des „Hamburgischen Correspondenten" vom 26. August 1877, Nr. 202, Sonntagsbeilage, verwahrt Alberti sich gegen manche Stellen in Kuhs Hebbelbiographie, und hier schreibt er auch u. a.: „... ungeschichtlich gibt er (Kuh!) auch mein erstes Bekanntwerden mit Hebbel an, das nicht durch literarische Publikationen meinerseits im ‚Dithmarscher und Eiderstedter Boten', sondern durch einen aus Friedrichstadt stammenden, in Wesselburen functionierenden Kaufmannslehrling Joachim Gehlsen, der mit Hebbel bekannt geworden war, und durch einen ganz unerwarteten Brief Hebbels an mich Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen vermittelt wurde." Das klingt ganz anders, und wir haben absolut keine Veranlassung, Alberti hier der Fälschung zu zeihen; denn es handelt sich doch nicht um die persönlichen Beziehungen zum ehemaligen Freunde, sondern nur um Feststellung einer nackten historischen Tatsache. Eduard Alberti unterrichtet uns nun auch etwas näher über das Verhältnis zwischen beiden. Ich lasse den betr. Abschnitt aus einem Aufsatze „Friedrich Hebbel", der 1881 im Meynschen schleswig-holsteinischen Hauskalender S. 46 ff. erschien,

wörtlich folgen. Interessant ist darin auch die Schilderung der Person des jungen Dichters, die mit der von Klaus Groth überlieferten (Kuh, S. 124) ziemlich übereinstimmt.

„... Ich will in Wesselburen von ihm (Hebbel!) nicht Abschied nehmen, ohne eine Zeichnung seiner äußerlichen Persönlichkeit einzufügen, wie sie mir mein vorerwähnter Bruder (Leopold!) mit eigenen Worten mitgeteilt hat. Derselbe war — ein Achtzehnjähriger — von Friedrichstadt eines schönen Tages im Frühjahr 1831 aufgebrochen, um den Freund in Wesselburen persönlich kennen zu lernen. ‚Als ich dort' — so sagt er — ‚unter der Herrschaft von Jupiter Pluvius glücklich eingetroffen war und in der ‚Stadt Hamburg' mich einlogiert hatte, dauerte es nicht lange, und Hebbel war da und mit ihm, vergißt man doch bei Abschnitten, die einem fürs Leben verbleiben, auch nicht der Nebenstaffagen — ein anderer junger Mann, ebenfalls ein Schreiber, Johann Barbeck mit Namen, und, wie ich später ausfand, eine Art Schatten von Hebbel. Noch jetzt ist mir der Eindruck von Hebbels eigenartiger Erscheinung lebhaft gegenwärtig, und ihr mag gerade die Begleitung des guten, derb realistischen Barbeck zur günstigsten Folie gedient haben. Ich sehe ihn, wie er, von Heiterkeit überstrahlt, eintrat: eine hohe, schlanke biegsame, blonde, blauäugige Gestalt, an der alles Schönheit, Geist, Leben und Glanz im zartesten, weiblich gemahnenden Kolorit war. Es kann nicht anders sein, ich muß im ersten Moment mit Betroffenheit auf diese Erscheinung geblickt haben*), wie wenn ich das Gesicht eines vornehmen Bewohners höherer Sphären plötzlich vor mir gehabt hätte. Er aber neigte sich zu mir, der ich wohl um einen Kopf kleiner war, herab, faßte mich fröhlich und kräftig in seine Arme und küßte mich aufs herzlichste; steif und fest stand der nicht minder hochgewachsene, braune Barbeck etwas bei Seite und mag ernst ‚wie ein steinerner Wappenriese' darein geschaut haben."

*) Vom Herausgeber gesperrt!

Mißtrauischer könnten wir schon gegen Leopold Albertis andere Auslassungen sein, wenn auch in ihnen ein gut Teil Wahrheit steckt.

„Aus dem Buche Kuhs kann keinem Leser verborgen bleiben, daß Hebbel eine durchaus in sich selbst gefangene, d. h. in jedem Bezuge zu andern, despotische Natur war. Wer ihm unmittelbar nahe stand und nahe bleiben sollte, den mußte er, so zu sagen, absorbieren, in seinem Selbst aufgehen lassen können ... Je näher wir in Hamburg zusammengerückt waren, je länger wir in dieser Unmittelbarkeit zueinander verblieben, desto mehr kam der selbstische oder despotische Grundzug in Hebbels Wesen auch schon damals gegen mich, den um vier Jahre Jüngeren, in so manchen Dingen ohne Zweifel noch gegen ihn Zurückstehenden und von ihm Übersehenen, zur Geltung; er quälte und demüthigte mich oft genug und stark genug, besonders auch, da er dulden mußte, daß ich in dem Urtheil unserer Umgebung und ganz besonders in demjenigen der Lensing ihm gleichgestellt, ja, von letzterer (in Folge einiger anekdotenhafter Vorfälle) halb scherzhaft, halb ernsthaft sogar in etwas über ihn gestellt wurde. Alle ihm bekannten und befreundeten Personen (ich nehme selbst die Schoppe nicht aus) unterlagen seiner Despotie; so war es schon in Wesselburen, abgesehen von dem Verhältniß zu seinem Prinzipal, gewesen. An mir erlebte er nun aber mehr und mehr die Ausnahme von dieser Regel. Mein Temperament (einerlei, was sonst an mir ist) gehört jedenfalls zu den unabhängigen, für Subordination unfügsamen; in dem Maße, als ich Hebbels Druck fühlte, wurde ich auch zur leidenschaftlichen Auflehnung dagegen gereizt. Es entstanden mehr als einmal die maßlosesten Conflikte daraus und nur diese mit den sich anschließenden temporären Versöhnungen kann Hebbel gemeint haben, wenn er von dem ‚Netz meiner Winkelzüge, Heuchelreden und Tartuffe-Scenen' gesprochen. Als es zur letzten Katastrophe gedieh, waren wir innerlich schon längst geschieden. War Hebbel mir unheimlich und zuwider geworden, so ich ihm ohne Zweifel nicht minder und

das hatte bei seiner Natur zu bedeuten, daß ich seinem entschiedensten Mißtrauen, seiner grillenhaften und eingebildetsten Mißdeutung zugleich verfallen war. Wen er, wo es sich um Ausbildung eines vertrautesten und tiefsten Verhältnisses handelte, wie zwischen uns beiden, in solchem Falle nicht despotisch seinem Wesen unterjochen konnte, den stieß er nicht allein ab, den mußte er innerlichst auch feindselig verunstalten und mehr oder minder verunglimpfen. Wir standen uns nun wirklich für seine Despotie polarisch entgegen, und das verläugnete sich auch bei unserer zufälligen zweiten Begegnung nicht, blieb auch später daran erkenntlich, daß ich mich ihm, dem zum ‚berühmten Mann' gewordenen, nie durch irgend ein versöhnliches Zeichen wieder kund gab. Was mir demnach zur Zeit der Katastrophe von ihm vornehmlich, wo nicht ausschließlich imputiert worden war, das schlug mit seinem wachsenden Selbstgefühl immer tiefere Wurzel und ist endlich, was ich sehr wohl begreifen kann, sein abschließendes Urtheil über mich geworden.

Mir begründet sich diese Anschauung, je mehr ich den Gang seines inneren Lebens ... mit demjenigen Material zusammenhalte, das ich selbst über ihn besitze." (Hamb. Correspondent a. a. O.)

Es ließ sich ja sehr schwer mit dem reizbaren, „despotischen" Hebbel leben, und wer sich ihm nicht unterordnen wollte, den duldete er nicht in seiner Nähe. Selbst in späteren Jahren traten diese „Königslaunen" noch in Erscheinung[9]). Ich glaube, daß, wie in so manchen Streitfällen, Schuld auf beiden Seiten liegt. Deutlich verrät dies eine Stelle aus einem Briefe an Elise aus Heidelberg: „... So muß ich offen gestehen, daß ich selbst in bezug auf Alberti kein ganz reines Gewissen habe*). Wenn auch seine Natur nie und nimmer Auswüchse treiben durfte, wie sie Auswüchse getrieben hat ..." (Bamberg I, S. 27.)

*) Vom Herausgeber gesperrt.

In der ersten Hamburger Zeit muß das Verhältnis ein sehr inniges gewesen sein. Damals entstand auch das Gedicht: „Ein nächtliches Echo", das manche Hebbel zuschreiben, manche aber für ein gemeinschaftliches Produkt der beiden halten. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es ursprünglich Albertis Eigentum gewesen ist. Bevor ich mich näher zu diesem Punkte äußere, lasse ich beide Fassungen folgen. „Ein nächtliches Echo" ist angeführt nach Werners Ausgabe der Werke Hebbels, Band V, S. 150, und „Echo" nach den „Hamburger Literarischen und Kritischen Blättern", Nr. 124 vom 15. Oktober 1845, S. 974[10]), wo es den Schluß von drei Gedichten bildet: „Sünders Erwachen", „Liebeserwachen" und „Echo".

Ein nächtliches Echo.

Blitzend
Ziehn die Sterne auf am Himmelsrand,
Spritzend
Senkt der Tau sich auf das durst'ge Land.

„Liebe!"
Singt der Knabe in die Nacht hinein.
„Liebe!"
Klingt es wieder aus dem Myrtenhain.

Säuselnd
Schleicht der Wind durch die gewürzte Luft

Echo.

„Liebe!"
Knabe singt es durch den dunklen Wald.
„Liebe!"
Aus der duft'gen Ferne widerhallt.

„O Traum!"
Knabe ruft es aus mit Schmerzensmacht.
„O Traum!"
Wiederholt so süß die stille Nacht.

Knabe
Glaubt entzückt, was Seel' und Sinn ihm füllt,
Habe

Kräuſelnd
Jeden Blütenzweig voll Hauch und Duft.

„O Traum!"
Ruft der Knabe aus in ſüßem Schmerz.
„O Traum!"
Hallt's zurück, als hätt' die Nacht ein Herz.

Knabe
Glaubt entzückt, was Seel' und Sinn ihm füllt,
Habe
Schmeichelnd ſich in Luft und Duft gehüllt.
„Komm! Komm!"
Quillt es ihm aus heißer Bruſt hervor.
„Komm! Komm!"
Spielt es lind und weich ihm um das Ohr.

Seine
Seufzer gibt der Wald ihm treu zurück,
Keine
Himmliſche Geſtalt erſcheint dem Blick.
„Nur Schall!"
Ruft er endlich, und er ruft nicht mehr.
Freundlich ſich in Luft und Duft gehüllt.

„O komm'!"
Ach, er klagt's ſo ſchmelzend und ſo weich.
„O komm!"
Aus der Ferne klagt's zurück ſogleich.

Seine
Klagen gibt getreu der Wald zurück;
Keine
Himmliſche Geſtalt erſcheint dem Blick.
„Nur Schall!"
Ruft der Knabe, und er ruft nicht mehr.
„Nur Schall!"
Zieht es in den Lüften leis umher.

„Nur Schall!"
Klingt es hinter dem Verſtummten her.

Leopold Alberti, der in jenem „Eingesandt" zum erstenmal auf diese Ähnlichkeit aufmerksam gemacht hat, schreibt: „... Mein erstes Gedrucktes war das von Hebbel in seiner Form ergänzte ‚Echo' in den von der Schoppe in Hamburg herausgegebenen ‚Pariser Modeblätter'. Daß Hebbel mir dieses Gedicht später genommen und für sich beansprucht hat (es steht im 7. Band der Gesamtwerke, S. 12, aber unter m e i n e m (im Original gesperrt!) Namen auch noch und viel früher, als an der gedachten Stelle in Hebbels Werken, in den ‚Hamburger literarischen Blättern von 1845' vom 15. Oktober Nr. 124, S. 975[11]), das empfand ich recht schmerzlich als eine gegen mich und die noch ungetrübte gemeinsame Jugendzeit begangene Pietätlosigkeit." (Hamb. Corresp. a. a. O.) Auch Eduard Alberti, der übrigens niemals gehässig über Hebbel redet, kommt auf diese Angelegenheit zu sprechen. In seinem schon näher bezeichneten Lexikon heißt es Band I, S. 335: „Wir sind hier folgendes anzumerken schuldig: Eins der dort (nämlich Morgenblatt 1857, Nr. 44, Herausgeb.!) mitgeteilten Gedichte ‚Nächtliches Echo' hat zu unverkennbare Ähnlichkeit mit einem Gedicht in den literarischen und kritischen Blättern 1845 Nr. 124, S. 975[12]), vom 15. October von Leopold Alberti, als daß nicht die Autorschaft des Einen oder Andern bezweifelt werden sollte. In den früheren Ausgaben Hebbelscher Gedichte findet es sich nicht; wohl aber in der 1857 bei Cotta erschienenen, so daß also der Zeit des Druckes nach L. Alberti die Priorität für sich hätte. Derselbe veröffentlichte das Gedicht schon während seines Aufenthaltes in Hamburg, den er mit Hebbel theilte, in A. Schoppes Modeblättern." Hier stand es in Nr. 10 des Jahrganges 1834, S. 73 ff., der sich in Hebbels Nachlaß vorfand. Gezeichnet ist es dort mit Leopold Ramdor, dem Pseudonym Albertis. Aber Hebbel hat darunter geschrieben: „Eigentlich von mir. Hebbel."

Es spricht auch ein i n n e r e r Grund g e g e n Friedrich Hebbel. Alle andern Poesien der Sammlung sind weit besser. „Nächtliches Echo" ist nicht aus einem Gefühl heraus geboren, es

ist ein gequältes „Kunstprodukt". Schon Mörike hat das gleich empfunden und schreibt Hebbel nach Empfang des übersandten Gedichtbandes: „Endlich soll Ihnen noch gestanden seyn, daß mir, zumal von vornherein, Verschiedenes begegnete, was ich der Sammlung minder würdig halte. Stücke wie: Vorwärts (S. 9) u. Nächtliches Echo (18) verdanken aber ihren Platz vielleicht zufälligen Umständen, einer Erinnerung u. dgl. und ich weiß aus eigener Erfahrung, wie partheiisch das macht." (Bamberg II, S. 380.)

Es ist eigentümlich, daß der Dichter sich nicht entschließen konnte, das Gedicht, wie manche minderwertigen, zu vernichten. Warum änderte er überhaupt Sachen von Alberti um? Gemeinsames Produkt ist es schwerlich. Höchstens können sich beide einmal über die nicht alltägliche äußere Form eines solchen Gedichtes unterhalten haben.

Im übrigen hat Alberti selbst brieflich bezeugt, daß der Empfänger des ihn so sehr belastenden Memoires Hebbels, G. Wacker, ihm persönlich gänzlich unbekannt gewesen ist. —

Mit den alten Freunden der Heimat blieb Hebbel auch in Hamburg in regem Briefwechsel, so auch mit Th. Hedde, für den er bekanntlich das Gedicht für ein Ringreiterfest in Neuenkirchen verfaßte Dieses Poem ist insofern wichtig, als man allgemein damit Hebbels Produktion beginnen läßt. Mit Kuh und Bamberg verlegen alle Forscher „Für ein Ringreiterfest" in das Jahr 1829. Das ist aber ein Irrtum; denn ein mir vorliegender eigenhändiger Brief Heddes an Schlömer vom 3. November 1887 bezeugt, daß es vor seiner Konfirmation (also auch vor Hebbels; denn beide unterschieden sich im Alter nur einen Monat) entstanden ist, also im Sommer 1828. Paul Bornstein, der seine im Erscheinen begriffene Ausgabe chronologisch aufbaut, hat — er betont es ausdrücklich — Kuh und Bambergs falsche Zeitannahme im guten Glauben übernommen.

Anmerkungen.

Bibliographie. — Abkürzungen.

Biographie Friedrich Hebbels von Emil Kuh. Zwei Bände. Wien und Leipzig. Verlag Wilhelm Braumüller. Zweite Auflage 1907.
Zitiert: . . . . . Kuh

Hebbel. Ein Lebensbild von Richard Maria Werner. Berlin. Verlag Ernst Hofmann u. Co. Zweite Auflage 1913.
Zitiert: . . . . . Werner

Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von Felix Bamberg. 2 Bände. Berlin. Verlag G. Grote. 1890.
Zitiert: . . . . . Bamberg

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Zweite Abteilung: Tagebücher. Berlin. Verlag B. Behr. 1903. 4 Bände. (I—IV.)
Zitiert: . . . . . Tagebuch

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Dritte Abteilung: Briefe. Berlin, Verlag B. Behr. 1904. 8 Bände (I—VIII).
Zitiert: . . . . . Briefwechsel

Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke nebst den Tagebüchern und einer Auswahl der Briefe. Herausgegeben von Paul Bornstein. München und Leipzig. Verlag Georg Müller. Erster Band und zweiter Band. (Mehr liegen noch nicht vor.)
Zitiert: . . . . . Bornstein

Friedrich Hebbels Tagebücher in vier Bänden von Hermann Krumm. Leipzig, Verlag Max Hesse.
Zitiert: . . . . . Krumm

Zu: Frauen der Kinderjahre.

[1]) Vgl. Briefwechsel IV, S. 320 ff.! Dieser Vetter ist um 1830 in Meldorf geboren, war zwergenhaft klein, häßlich und frech. Mit einem langen Schuster Schlüter zog er musizierend über Land. 1851 hat er an der Winterschule in Wolfenbüttel bei Meldorf unterrichtet und jenen Brief geschrieben. Er hat nicht an sich gearbeitet, wie sein großer Vetter es verlangte, sondern ist Markthausierer geworden, dann Lumpensammler und zuletzt als Säufer verdorben und verstorben.

[2]) Obgleich ihn der Volksmund so nennt, heißt er doch nicht Volckmann, sondern wie er auch selbst schrieb, Volckmar. In einer handschriftlichen Chronik fand ich seinen Namen sogar Volkmarck geschrieben. „Anno 1793 den 17. May ist der Candidat Horsten aus Tellingburen, Candidat Kelter aus Itzehoe, Rektor Volkmarck aus Garding zur Prediger Wahl in Wesselburen gesetzet." Er ist damals nicht gewählt worden, sondern erst 1797.

[3]) Auf Amalie Schoppes Rat, deren „Steckenpferd" ja die nordische Mythologie war, verschaffte sich Hebbel auch Johann Ludwig Heibergs „treffliches Lehrbuch". (Vgl. Bornstein I, S. 309!) In den Anmerkungen schreibt nun dieser Forscher: „Niebergs treffliches Lehrbuch ... konnte ich trotz vielfacher Bemühungen nicht beibringen. Kayſers Bücherlexikon kennt das Buch nicht." (A. a. O. S. 382.) Durch persönliche Erfahrung mehrfach belehrt, nahm ich gleich an, daß der Name auch anders gelesen werden könne und vermutete Hieberg oder Heiberg. Wirklich gelang es mir nun auch bald durch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken, Königliche Bibliothek Berlin, das so lange vergebens gesuchte Buch ausfindig zu machen. Der genaue Titel ist: Nordische Mythologie. Aus der Edda und Oehlenschlägers mythischen Dichtungen dargestellt von Johann Ludwig Heiberg. Mit Kupfern. Schleswig 1827. Gedruckt und verlegt im Königl. Taubstummen-Institut. — Dies Buch ist für die Vorgeschichte der „Nibelungen" von Wichtigkeit. Der Dichter hat später an Groth geschrieben: „Auf dieses Werk (Nibelungen!) habe ich die besten Stunden meiner letzten sieben Jahre verwandt und die Vorstudien reichen noch nach Wesselburen hinüber." (Briefwechsel VII, S. 150.) Diese Worte hat man nun bislang noch niemals aufklären können. „Wenn, wie anzunehmen, Niebergs Buch des Nibelungen-Liedes Erwähnung tut, so hätte Hebbels briefliche Äußerung an Klaus Groth ... ihre Aufklärung gefunden." (Bornstein I, S. 382.) Allein, diese Vermutung (Erwähnung des

Nibelungenliedes!) trifft nicht zu, aber Hebbel hat natürlich an jenes Buch gedacht, als er seinem Freund die zitierten Zeilen schrieb. Groas Zaubergesang erinnert leise an die Szene zwischen Brunhild und Frigga. In einer Fußnote weist der Herausgeber sogar besonders darauf hin, daß im Norden noch Heiden- und Christentum nebeneinander bestanden. — Johann Ludwig Heiberg wurde am 14. Dez. 1791 zu Kopenhagen geboren, kam 1822 als Lektor der dänischen Sprache und Literatur nach Kiel und wurde schon 1825 auf seinen Wunsch entlassen. Er lebte als Privatmann und Herausgeber einer Zeitschrift in der Geburtsstadt, wo er am 5. August 1860 starb. Er wurde später Hebbels Gegner und bekämpfte seine Ansichten über das Drama.

[4]) In hochdeutscher Übersetzung: „Christian redete nicht viel, und ich kann mich nicht besinnen, daß er mit uns Jungen spielte. Christian war immer für sich allein und ging viel nach dem alten Kirchhof, wo er für sich allein war. Er kümmerte sich, mit einem Wort gesagt, nicht viel um seine Schulkameraden."

[5]) „Du bist arm, mein Freund Claußen, und ich bin arm, und kein Mensch tut etwas für uns. Wir müssen an uns selber arbeiten, und dann wird es uns wohl gelingen, daß wir weiterkommen."

[6]) Die Frage der Schulreform ist damals in Garding so eifrig diskutiert worden, daß Pastor Boysen dort (nachher in Gemeinschaft mit seinem Bruder) eine Zeitschrift herausgab: „Beiträge zur Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens in protestantischen Ländern" (von 1797 ab bei Hammerich in Altona).

[7]) Nach dem ausdrücklichen Zeugnis von Dethlefsens Enkelin, Frau Burgdorf in Altona.

[8]) Friederike Christine geb. Jacobsen mußte 9 Kinder ins Grab sinken sehen. Sie stammte aus Eiderstedt und folgte ihrem Gatten in noch jugendlichem Alter nach Wesselburen. Hebbel hat sie später wiederholt besucht das letztemal 1857 in Altona. Bei diesem letzten Besuche verabredeten beide, sich im nächsten Jahre in Braunschweig zu treffen, wo Frau Rektor eine Tochter wohnen hatte, eine Jugendgenossin des Dichters (Frau Burgdorfs Mutter!). Krankheit hinderte aber die alte Frau, den Plan durchzuführen. — Dethlefsen starb 1856.

[9]) In Lemmermayer und Kralik, Neue Hebbel-Dokumente, ist der Inhalt des Zettels wörtlich mitgeteilt. Siehe dort S. 12!

Zu: Amalie Schoppe.

[1]) Der Probſt Johann Heinrich Hammer, der Onkel Amalie Schoppes, war zuerſt in Burg auf Fehmarn tätig und kam am 18. April 1823 als Geiſtlicher nach Steinbeck (heute gewöhnlich Kirchſteinbeck genannt). Der Ort liegt in unmittelbarer Nähe Hamburgs. Der alte Herr, deſſen Ölbild in der Kirche zu Steinbeck hängt, trat 1855 in den Ruheſtand. Hebbel war mit Amalie Schoppe 1839 bei ihm auf Beſuch. (Siehe Tagebuch I, S. 363 und die Anmerkung dazu!) Aber die bisherige Lesart Reinbeck iſt ſelbſtverſtändlich falſch. Sowohl Werner, als auch Krumm bringen ſie. Ebenſo muß es nun natürlich nicht im Briefe an Janinsky (Briefwechſel II, S. 2) heißen: Frau Pröpſtin in Reinbeck, ſondern in Steinbeck. Denn es iſt ohne Zweifel Frau Hammer gemeint. (Noch eine falſche Lesart iſt in jenem angeführten Briefe: ſtatt Bergsdorf ſetze man Bergedorf.)

[2]) Vgl. die betreffenden Stellen in den von mir veröffentlichten Briefen! (S. 28, 32!)

[3]) Roſa Maria Varnhagen war eine Schweſter Varnhagen von Enſes und verheiratete ſich 1815 mit Doktor Aſſing. Ihre Töchter waren Ludmilla und Ottilie. Roſa Maria ſtarb 1840.

[4]) Werner benutzte wahrſcheinlich als Quelle das Lexikon hamburgiſcher Schriftſteller von Dr. phil. Hans Schröder, Band VII, wo wir auch die falſche Angabe finden. — Intereſſant iſt es, daß in jenem Werke (Bd. III, S. 134) über Hebbel folgende Bemerkung zu finden iſt: „Scheint 1832 zu Ording in der ſchleswigſchen Landſchaft Eiderſtedt im Hauſe des Paſtors D. Dieckmann, mit dem er ſich aber nicht vertragen konnte, gelebt zu haben.“ Zweifellos war die Veranlaſſung zu dieſer falſchen Notiz Hebbels Polemik im „Boten“ mit Dieckmann, der ſchließlich, den wahren Sachverhalt nicht kennend, ſich ſo im Boten (24. Reiſe vom 14. Juni 1832) vernehmen ließ:

Einem verjagten Läſterer!

Aus meinem Hauſe vertrieben, nur wegen Läſterung, ſchleiche,
Allerelendeſter, hin, wo man dich noch nicht kennt.

[5]) Kuh (S. 126) und Bamberg (I, S. 14) ſchreiben fälſchlich Fahmern.

[6]) Zum Geburtstage überreichten die Schülerinnen ihr einſt ein Gedicht: „Der geliebten Lehrerin Amalie Sch. . . . zum Geburtstage von ihren dankbaren Schülerinnen.“ (Gedruckt in J. F. Maus Gedichten, Altona 1818). — Auf Fehmarn war auch die Frau des ſpäteren Bürgermeiſters Möller aus Tönning, der Hebbel unterſtützte, Amalies Schülerin.

[7]) Vgl. über sie den Brief auf Seite 38!

[8]) Man vgl. darüber den Brief auf Seite 29!

[9]) In der „Iduna" wurde ein Abschnitt das „Felleisen" genannt. Hier unterhielt die Frau Doktorin einen anregenden und belehrenden Briefwechsel mit der Jugend, die sie an diesem Orte „Amalie" nannten.

[10]) Die Originale sind Eigentum von Herrn Willers Jessen in Eckernförde. — Der Adressat ist Johann Georg Emil Rittershauß, der 1771 als Sohn eines Tischlers in Ilmenau geboren wurde, das Gymnasium in Schleusingen besuchte und dann die Universität Jena bezog. 1814 wurde er Collaborator an der Gelehrtenschule in Eutin und 1820 Pastor in Hamberge, Fürstentum Lübeck.

[11]) Landhaus in Winterhude, damals noch ein Dorf, nun Stadtteil Hamburgs.

[12]) Man vergleiche damit die Attribute, die sie bei Werner (S. 63) haben: „sinniger" Karl und „schelmischer" Julius.

[13]) Wohl Blankenese.

[14]) Sie schrieb auch sogar ein „Gärtnerbuch". Hinter ihrem Hause am Stadtdeich besaß sie einen prächtigen Garten, in dem der genesende Hebbel gerne weilte. Ottilie Assing erzählt uns besonders von diesem und hebt hervor, daß alle Freunde stets mit Blumen beschenkt wurden.

[15]) Das Münzzeichen bedeutet Markbanko und beträgt nach heutiger Währung 1,50 ℳ, damals 16 Schillinge.

[16]) Auch ein junger Mann, dem sie half, ebenso Julius Gregers.

[17]) Ebenfalls einer ihrer Schützlinge.

[18]) Und dann schreibt Kuh (S. 269): „Bei der Doktorin Schoppe ... war sozusagen ein Meierhof für das Federvieh angelegt, so daß er (Hebbel) auch dort vorzugsweise von Schriftstellerglück und -Misere, Verlegern und Journalvorkommnissen, wie von der ganzen aufgeflirrten Herrlichkeit strebsamen Unvermögens zu hören bekam." Amalie Schoppe korrigiert hier also den Hebbelbiographen selbst.

[19]) Er wird zweimal in den Tagebüchern erwähnt (IV, S. 332 und III, S. 366). Hebbel nennt ihn dort aber Ernst Albrecht. Das ist ein Irrtum. Er hieß: Carl Gotthard Albrecht, war königl. dänischer Justizrat und Post-Inspektor.

[20]) Ich verdanke diese Aufklärung Herrn J. Voß, dem verdienstvollen fehmarnischen Forscher und Chronisten, der mir auch sonst allerlei wertvolles Material über Amalie Schoppe zur Verfügung stellte. Voß hat die interessante Mitteilung von einem alten Bergedorfer Einwohner.

21) Wie nennt man das?*)

Eine in unserer Mitte lebende bekannte Schriftstellerin begründete vor etwa 9 Jahren eine Modezeitschrift, die zu Anfang in der Officin der Herren Hartwig und Müller gedruckt wurde, bis Herr J. H. Meldau, Buchdrucker und Besitzer des Zeitungsladens von Tramburgs Erben, sich auf eine Jugendbekanntschaft der Herausgeberin mit seiner Frau stützend, das Druckgeschäft an sich zu bringen wußte. Es war schon eine Unvorsichtigkeit von der Herausgeberin, daß sie sich dazu bewegen ließ, indem die gewöhnliche Klugheit schon räth, Leuten nicht zu trauen, die Andern das Broth wegzunehmen streben; allein sie sollte noch eine größere begehen! Die Verhältnisse des Modejournals änderten sich bald und durch den Anschein von Rechtlichkeit und Treuherzigkeit getäuscht, den J. H. Meldau und Frau sich zu geben wußten, gestattete sie J. H. Meldau (Tramburgs Erben) den halben Antheil an dem Gewinn der „Neuen Pariser Modeblätter" gegen die Druck- und Expeditionskosten, ohne sich jedoch durch einen Contrakt oder eine mündliche Zusicherung verbindlich zu machen, daß dieses Verhältniß unter allen Umständen ein unauflösliches seyn sollte, vielmehr behielt sie sich ihre Rechte als Besitzerin (Verlegerin) ihrer Blätter ausdrücklich vor und so druckte Herr J. H. Meldau sie selbst auf jeder Nummer ab. Es stand also unbezweifelt bei ihr, dieses Geschäftsverhältniß wieder aufzuheben, sobald es ihr nicht mehr convenierte.

Nur zu sehr bald sah die Herausgeberin den von ihr begangenen Mißgriff ein. So wie Tramburgs Erben, die das Vortheilhafte ihrer Stellung sehr wohl begriffen, sie ganz in Händen zu haben glaubten, fehlte es ihr nicht an tausendfältigem Verdrusse, und sie mußte sich Vieles von Leuten gefallen lassen, die zum Theil durch ihre Industrie und ihren Fleiß zu einigem Ansehn und Vermögen gekommen waren; denn vor der Geschäftsverbindung mit ihr gehörte Herrn Meldau's Druckerei zu denen, die elegante und umfassende Arbeiten nicht zu liefern im Stande sind.

Wenn sich die Herausgeberin allen den ihr gespielten kleinlichen Chicanen für ihre Person nun in Geduld unterwarf, so mußte es doch ihren Unwillen aufs Höchste erregen, das Publicum nicht artiger als sich selbst von Tramburgs Erben behandelt zu sehen: besonders schmerzte und empörte es sie, daß fehlende Nummern ihres Blattes, die sie selbst doch stets allen löbl. Buchhandlungen und Postämtern gratis verabfolgen ließ, entweder von Tramburgs Erben mit Unart

*) Sperrdruck in Übereinstimmung mit dem Original.

den Theilnehmern verweigert wurden, oder man gar einen kleinlichen Schacher damit trieb, indem man sie sich theuer bezahlen ließ; eine solche kleinliche Habsucht war ihrer Denk- und Handlungsweise stets aufs Äußerste zuwider.

Durch dieses und vieles Andere, was nicht hierher gehört, wurde ihr das Geschäftsverhältnis zu Tramburg's Erben, namentlich in der letzten Zeit, so unerträglich, daß sie es um jeden Preis zu enden beschloß, und zwar spätestens zu Neujahr. Indeß trat der Umstand ein, daß ein sehr rechtlicher, thätiger und die strengste Ordnung handhabender Mann einen Burschen für seine Leihbibliothek suchte und zu dieser Stelle sich einer von den Leuten aus dem Laden von Tramburg's Erben meldete, und zwar gerade derjenige, der nicht nur das ganze Geschäft vollkommen kannte, sondern sich auch durch stillen Fleiß, gesittetes Betragen, Ordnungsliebe und erprobte Redlichkeit auszeichnete. Er wurde angenommen, und da kein Zeitpunkt günstiger für die Herausgeberin der „Neuen Pariser Modeblätter" seyn konnte, die so lange heißersehnte Trennung herbeizuführen, so wurde dem neuen Herrn des von Tramburg's Erben abgegangenen Burschen die Expedition ihrer Blätter, zugleich aber die der von ihr redigierten Jugendzeitschrift „Iduna" von Herrn Aue, dem jetzigen Verleger der letzteren, übertragen. Vorher zu kündigen, war weder nöthig, da die Burschen in solchem Geschäfte wie Tramburg's Erben es führen, nur wochenweise angenommen werden, noch würde dies, bei der Denkungsweise jener Leute, der Klugheit angemessen gewesen seyn; endlich aber war eine Vorauskündigung nicht verabredet worden und die Herausgeberin hatte also hierin ganz freie Hand.

Ein Brief, worin die Herausgeberin der „Neuen Pariser Modeblätter" Tramburg's Erben (J. H. Meldau) eine gütliche und schickliche Abmachung ihrer bisherigen Geschäftsverhältnisse vorschlug, blieb unbeantwortet, nichts desto weniger aber Tramburg's Erben unthätig. Im Besitz der Listen sämmtlicher Theilnehmer beider Zeitschriften, raffte man in aller Eile einige hundert einzelner Nummern einer der vielen Pfennig-Blätter, von denen das Publicum schon lange nichts mehr wissen will, und die als Ladenhüter in einer hiesigen Buchhandlung liegen mochten, zusammen, versah sie mit einem rothen oder gelben Couverte, worauf gedruckt stand: „Neue Iduna", pries diese dem Publicum bestens an, und sandte sie allen Theilnehmern mit der Bitte ins Haus; sich doch diese sogenannte „neue Iduna" (das Pfennig-Magazin!) für die von A. Schoppe redigierte

unterschieben zu lassen! Daß dieser alberne ausgesonnene Betrug total mißglückte, versteht sich, bei dem gebildeten Publicum, das die wahre „Iduna" hat, von selbst: auch nicht ein einziger Theilnehmer ließ sich auf diese Schwindelei ein, und die, welche sie ersonnen hatten, ärndten dafür, was ihnen gebührte.

Dies gänzliche Mißlingen konnte indeß Leute nicht von ähnlichen Versuchen abschrecken, die, wie es fast den Anschein hat, an die öffentliche Achtung keine Ansprüche mehr zu machen scheinen, und so kamen denn die „Neuen Pariser Modeblätter" an die Reihe. Man trieb nämlich wieder einige ältere Blätter einer auswärts erscheinenden Modezeitung auf, schickte diese bei allen bisherigen Theilnehmern der „Neuen Pariser Modeblätter" (wie es verlautet, erschien Hrn. Meldau's Gemahlin sogar damit in Person), pries sie über alle Maaßen an und erfrechte sich, die Lügen dabei vorzutragen: die „Neuen Pariser Modeblätter" hätten aufgehört, die Herausgeberin derselben wolle aber von nun an diese neue Zeitschrift herausgeben, und wenn der bekannte Bursche mit den frühern erschiene, so wären es falsche, man solle sie daher zurückweisen und auf die neuen (wohl gemerkt!) präumerieren, d. h. vorausbezahlen; denn nur wenn man das Geld der Leute im Beutel hätte, glaubte man sie fest zu haben, da jene Lüge bald in sich selbst zerfallen mußte. Über dieses alles sind eine Menge von Zeugen beizubringen, die sich, empört über solche Unrechtlichkeit, dazu erboten haben, in der Sache zu zeugen.

Obgleich nun dieses zweite, gleichfalls schlecht ersonnene Manöver für Tramburg's Erben (J. H. Meldau) nicht im Entferntesten das gewünschte Resultat gehabt hat, indem nur einige Wenige sich aus Unwissenheit und Unkenntniß der Sache in die ihnen gelegte Falle locken ließen, und Tramburg's Erben nicht in geringe Verlegenheit gerathen würden, wenn sie ein Journal, wie das, was sie vorgezeigt, den Getäuschten liefern mußten, und zwar, wie sie versprochen zu 4 Thaler im Jahr*), so dürfte doch diese Geschäftserzählung für das Publicum nicht ohne allen Nutzen seyn, indem es dadurch abgehalten werden wird, zu einer solchen Unrechtfertigkeit auch nur entfernt die Hand bieten. Was aber die erpreßte Vorausbezahlung anbetrifft, so werden Tramburg's Erben diese wieder herauszugeben gezwungen seyn, da sie die wenigen gewonnenen Theil-

*) Tramburg's Erben würden, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Falle, daß ihnen ihr Kunstgriff geglückt wäre, ein schlechtes Journal mit elenden Steindrücken und alten Moden geliefert haben.

nehmer durch eine offenbare Unwahrheit täuschten, was ihnen nur bei Solchen glücken konnte, die entweder keinen richtigen Begriff von der Sache zu fassen im Stande waren, oder vor Betrug und Lüge keinen Abscheu haben, und sie so willig befördern statt sich davon mit Ekel abzuwenden, wie alle Klügern und Rechtlich gesinnten gethan haben.

Daß die Herausgeberin der „Neuen Pariser Modeblätter", Frau Doktorin A. Schoppe, sich durch diese Machinationen nicht stören läßt, versteht sich wohl von selbst, und eben so, daß ihre Blätter ungehindert, wie seit 9 Jahren, erscheinen werden. Auch hat keineswegs der geringe Abfall, der bei der bedeutenden Verbreitung des Blattes gar nicht in Betracht kommen kann, den Unterzeichneten zu dieser Darstellung vermocht, sondern allein der jeden Rechtlichgesinnten angeborene Abscheu gegen Lüge, Betrug und Ungerechtigkeit.

Auf das Benehmen von Tramburg's Erben bei dieser Veranlassung aber zurückkommend, so darf man allen Redlichgesinnten wohl die in der Überschrift enthaltene Frage nochmals vorlegen:

„Wie nennt man das?"

K. F. Hebbel.

Der Herausgeber des Journals schloß daran die Bemerkung, daß er keine Verbindung mit der Schoppe habe, also keine Geschäftsrücksichten zu nehmen brauche und jedem eine Entgegnung gestatte. —

Werner (Briefwechsel I, S. 94, Anm. z. 18) schreibt: „Gemeint ist wohl das im „Memorial" erwähnte Sendschreiben an den Buchdrucker J. H. Meldau." Das ist natürlich ein Irrtum. Vgl. über das „Sendschreiben" Bornstein II, S. 377!

[22]) Shenectady liegt am Mohawk und Erie-Kanal und ist eine alte holländische Gründung aus dem Jahre 1620. Dort sind blühende Maschinenfabriken und die großen Edisonschen Elektrizitätswerkstätten.

[23]) Werner (Tagebuch IV, S. 125) schreibt den Namen fälschlich Peissow, Krumm hat schon die richtige Lesart. Peißner fiel als Oberst im Sezessionskrieg.

[24]) Adolf Bartels schreibt in der kleinen Hebbelbiographie (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3998), S. 26: „... gestorben am 25. September 1858 zu Albany im Staate New York." Selbstverständlich unrichtig!

[25]) Alphons Schoppe machte als Offizier den Sezessionskrieg mit, wurde in der Schlacht bei Wincheſter verwundet und gefangengenommen, von den Südstaaten nach Daneville geschleppt und starb in der Gefangenschaft. Seine Witwe verheiratete sich später mit einem gewissen Deckelmann.

Zu: Eliſe Lenſing.

[1]) Im Kirchenbuch zu Lenzen ſteht Behrens, aber in Warnow, dem Geburtsorte von Eliſens Mutter, verzeichnet das Kirchenbuch den Namen Behrend. Das letztere muß wohl als das richtige angenommen werden.

[2]) Amtlich beglaubigte Abſchrift der Geburts- und Taufurkunde in meinem Beſitz.

[3]) Später bekam ich auch noch des kleinen Friedrich Maximilians Taufſchein und Eliſens Todesurkunde in die Hände. In beiden Dokumenten ſteht ebenfalls Lenzen reſp. Lentzen. (Ältere Schreibweiſe.)

[4]) Werner macht Briefwechſel III, S. 164 zu der im folgenden zitierten Stelle die Bemerkung: „Eliſe war am 18. Oktober 1804 geboren." Ob ihm nicht der Widerſpruch zwiſchen dieſem und dem Briefdatum aufgefallen iſt? Wenn er der Meinung geweſen iſt, Hebbel wollte zum Geburtstage noch einen Brief ſenden, mußte er dieſen doch als verloren bezeichnen. Der vorliegende Brief konnte doch unmöglich in 4 Tagen Hamburg erreichen, beſonders ſchon deswegen nicht, weil es heißt: „Wann ich ihn ſchließen und abſenden werde, weiß ich nicht." (A. a. O.) Werners Bemerkung muß auf jeden Fall entweder geſtrichen oder berichtigt werden.

[5]) Herr Oberpfarrer Stelle in Lenzen vermutete ſchon, daß der Name Rinow im Lenzener Kirchenbuch ein Irrtum ſein müſſe. Und tatſächlich ergaben auch die weiteren Nachforſchungen, daß Pinnow allein richtig iſt.

[6]) Die „Rößelſche Verſchreibung" war bislang der Hebbelforſchung völlig unbekannt. Noch Bornſtein II, S. 373,52 ſchreibt: „Über die Röſſelſche Verſchreibung" wiſſen wir nichts." — Die Lesart „Stößel" bei Werner (Briefwechſel I, S. 204) iſt falſch. Einen Mann des Namens gab es damals in Hamburg überhaupt nicht.

[7]) Vgl. Tagebuch II, S. 115!

[8]) „Ich habe nämlich mein Loigs gewechſelt und wohne jetzt bei zwei jungen Fräulein." (Bornſtein II, S. 145, 146.) Dazu finden wir auf S. 355 die Anmerkung: „Bei zwei jungen Fräulein: Die eine davon iſt Eliſe Lenſing; die andere die in ſpäteren Briefen an Eliſe wiederholt erwähnte Molly Gießelmann, deren Familie wohl an einem Hausgang mit Eliſen wohnte." Allein, Paul Bornſtein erläutert hier falſch. Die Gießelmann wohnte 1836 in der Niedernſtraße und zog 1837 nach Steinſtraße 43. Bei Zieſes im Hauſe lebte noch eine Familie Moritz. Vielleicht iſt deren Tochter mit dem „andern Fräulein" gemeint. —

Werner erklärt den Namen Gießelmann für fraglich, es kann nach ihm auch Ginſſelmann heißen. (Vgl. Briefwechſel I, S. 50, Anm. 15!) Einen Ginſſelmann gab es aber in Hamburg überhaupt nicht.

[9]) Dieſe Sache iſt nicht ſo ganz belanglos, wie es vielleicht auf den erſten Blick ſcheinen mag. Hebbel ſchrieb damals eine Novelle, die er „Weiß", reſp. „Herr Weiß" bezeichnete. Sie iſt uns nicht erhalten geblieben; aber ſchon R. M. Werner behauptet, daß ſie mit „Herr Haidvogel und ſeine Familie" identiſch iſt, und Bornſtein pflichtet ihm bei. Ich glaube, die Forſcher laſſen ſich nun von dem Geſichtspunkt leiten, daß der Dichter in Herrn Haidvogel ſeinen Hauswirt Weiß (vgl. Tagebuch I, S. 9, Anm.!) zum Vorbilde gehabt hat. Doch dieſer Grund wäre nach den Ergebniſſen meiner Unterſuchung hinfällig. Bornſtein II, S. 188 wird die genaue Adreſſe dieſes „Herrn" Weiß angegeben: Stadtdeich 178. Witwe Weiß zog 1836 nach Stadtdeich 146. Die Hausnummer bei Bornſtein iſt ein Fehler, der ſich wiederum aus Hebbels undeutlicher Schrift leicht erklären läßt. Mit Krumm zweifle ich an der Identität beider Novellen.

[10]) Vgl. Briefwechſel I, S. 108 Anm. 28! Die Lesart Phölke wäre falſch.

[11]) Auf Grund meiner Feſtſtellung kann nun auch die Adreſſe des Briefes Nr. 118 (Briefwechſel II, S. 95) feſtgeſtellt werden. Es muß ergänzend heißen: An Eliſe Lenſing in Ottenſen.

[12]) Die Eintragungen in die Liſten des Adreßbuches — nur ſelbſtändige Haushaltungen — geſchah immer im letzten Halbjahr; in unſerem Falle alſo von Auguſt 1841 an.

[13]) Durch dieſen mehrmaligen, bislang unbekannten Wohnungswechſel erklären ſich zum Beiſpiel auch manche Stellen im Tagebuch, die jedem aufmerkſamen Leſer durch ihren ſcheinbaren Widerſpruch ſchon immer auffielen. Z. B.: „Schöne Nachmittage verlebe ich bei E.... Die Abende mit J. ſind anderer Art." (Tagebuch II, S. 70.) „Den heiligen Abend brachte ich bei meiner teuren Eliſe zu." (Tagebuch II, S. 80.) „Die Weihnachtstage habe ich bei ihr, die ich nicht mehr zu nennen brauche, wieder ſchön verlebt." (Tagebuch II, S. 126.) Warum ſolche Bemerkungen, wenn ſie zuſammen am Stadtdeich lebten? Hebbel ging zu ihr nach Ottenſen.

[14]) Er heißt in Urkunden immer Schütz und nicht, wie im Briefwechſel uſw., Schütze.

[15]) Raſchke bei Bamberg I, S. 226 iſt eine falſche Lesart. Der Mann, Theodor Egmont, war Mitinhaber der Firma Deppermann et Ruſchke. Auch er wird in den Briefen erwähnt. (Vgl. Briefwechſel III,

S. 34!) Ruſchkes wohnten Pulverteich 70, und Eliſe zog ſpäter, wohl durch ihre Vermittelung, in das Nachbarhaus Nr. 71. — Die Lesart Pulverdeich, die ſich ſtets bei Werner findet, iſt falſch.

[16]) Friedrich Maximilian wurde am 4. Oktober beerdigt.

[17]) Ich verweiſe jeden auf den eingehenden, äußerſt intereſſanten Aufſatz: Hebbel als Erzieher von A. Schowalter in der „Chriſtlichen Welt" vom 13. November 1913 Nr. 46. An der Hand von Material, das in dem Bande „Der heilige Krieg" (Bücher der Roſe) zuſammengeſtellt iſt, weiſt der Verfaſſer auf die Widerſprüche in Hebbels Worten hin und zeigt in glänzender Weiſe, daß des Dichters Verhältnis zur Lenſing alles andere war, nur kein „heiliger Krieg".

[18]) Dieſe Tatſache wird bei Hebbel nirgends erwähnt. Es fehlen ja eine Reihe von Briefen. (Vgl. Briefwechſel III, S. 302!) Hebbel war damals ſchon mit Chriſtine Enghaus bekannt. Im Taufregiſter heißt es von ihm: „anjetzo in Wien." Friedrich Ernſt („Spurius") wurde ebenfalls auf den Namen ſeines Vaters getauft.

[19]) Im Totenregiſter ſteht verzeichnet: Mutter: Dor. Mar. Eliſ. geb. Lenſing. Sie gaben ſie alſo für eine verheiratete Frau aus.

[20]) Angelo von Kuh hat es Schlömer ſelbſt erzählt und ſeiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben.

[21]) Handſchrift im Beſitz von Herrn Theobald Bieder-Hamburg; Erſtdruck „Allgemeiner Beobachter" vom 15. November 1912, Nr. 14: „Vier unbekannte Briefe Friedrich Hebbels." R. M. Werner bezeichnet dieſe Briefe als unzugänglich und verloren.

[22]) Franz Grums war Sattler, Hebbel beſuchte ihn 1857 in der Spaldingſtraße. Er war nach Ausweis des Leichenregiſters — meldete Eliſens Tod an — ein Verwandter Eliſe Lenſings.

[23]) Nach der angeführten Briefſtelle glaubte Hebbel, daß die Manuſkripte der Judith uſw. noch exiſtierten, und zwar in Händen der Madame Ney. Eliſe hatte ſie für verbrannt erklärt. Wie aus den Briefen R. M. Werners an Schlömer hervorgeht, glaubte dieſer ſie auch noch erhalten und bat Schlömer um Nachforſchungen, die allerdings nicht zu einem Ergebniſſe führten. Es wäre alſo nicht unmöglich, daß eines Tages die Manuſkripte doch noch gefunden würden. Vgl. darüber Krumm IV, S. 24!

[24]) Nach einer Bemerkung im Leichenregiſter iſt am 26. Juli 1855 eine Abſchrift von der Eintragung gemacht worden. Ich vermute, daß Hebbel ſie eingefordert hat. Unter ſeinen Papieren iſt ſie allerdings nicht gefunden worden.

[25]) Schlömer erzählte mir, daß Bamberg sich einst die Tränen aus den Augen gewischt habe, als er von Elise erzählte.

[26]) Diesen Vorgang hat Gustav Frenssen in seinen Klaus Hinrich Baas hineinverwoben.

[27]) In dem alten Sarge fand man nur Knochenreste und Hobelspäne. Der Verleger Campe stiftete für die Gebeine eine kupferne Kiste, die wieder in einen neuen Sarg gestellt wurde, und in einem Blechkasten gab man der Toten u. a. folgendes mit in die neue Gruft: Erstausgabe der Gedichte, Erstausgabe der Judith, das Namensschild vom alten Sarge.

[28]) Wäre ein Grabstein gefunden worden, dann hätte nur Hebbel ihn stiften können. Es ist nicht der Fall gewesen. Ich lasse den betr. Passus aus dem amtlichen Protokoll über die Exhumierung folgen: „... Zunächst wurde nach den Register-Eintragungen constatiert, daß Maria Dorothea Elisabeth Lensing geb. Lensing, 50 Jahre 1 Monat alt, Vater Tischlermeister, am 21. November 1854, $3^1/_2$ Uhr nachmittags im Kirchensandgrab No. 2 unter No. 701, 2 m tief, auf dem St. Georg Begräbnißplatz beerdigt worden ist.

Nach dem Plan des St. Georg Begräbnißplatzes ist sodann die Lage des Kirchensandgrabes No. 2 festgestellt ..."

[29]) Harvestehude und Rotherbaum sind die vornehmsten Stadtteile Hamburgs.

Zu: Christine Hebbel.

[1]) Carl Friedrich Gustav Toepfer wurde am 26. Dez. 1792 zu Berlin geboren. Sein Vater war Geheimer Archivar, eine Schwester später mit Hans Georg Lotz vermählt. Das juristische Studium gab er bald auf und ging zu einer kleinen Bühne in Mecklenburg, kam dann durch den Vater nach Breslau, spielte in Brünn und kam 1815 an die Hofburg. Nach 5 Jahren zog er nach Hamburg, wurde zuerst artistischer Direktor und Dramaturg, lebte dann als freier Schriftsteller. Zuletzt unterstützt von der Schillerstiftung. Gestorben am 22. Aug. 1871. Hermann Uhde gab seine gesammelten dramatischen Werke heraus; Leipzig 1873, 4 Bände.

[2]) Die norddeutsche Theaterzeitung „Thalia" brachte gleichzeitig mit dem Aufsatz „Christine Enghaus" ihr von Kitzerow gestochenes Bild.

[3]) Der „Hamburger Beobachter" brachte in Nr. 15 des 24. Jahrganges folgendes Akrostichon:

An —.

Nur die Erinn'rung bleibt bei Deinem Scheiden
An das, was selig unser Herz empfand;
Characteristisch dargestellte Leiden,
Regungen, die der Seele nur bekannt,
Und oft gepaart mit Liebesschmerz und Freuden
Für die, die Kunst den schönsten Kranz gewandt;
Ach, Alles haben wir durch Dich empfunden,
Nur leider ist die schönste Zeit entschwunden.

Fern ziehst Du hin zu einem fremden Lande,
Reich Ausgestattete von der Natur;
Aehnlich wie hier folg' an der Donau Strande
Unabgewandt auf einer milden Flur,
Lieblich geschmückt im reizenden Gewande
Egide, kunstbeschützend Deiner Spur!
In unserm Geiste wirst du bildlich leben,
Nimm unsern Dank, den wir so gern Dir geben.

Cypressen, nein des Lebens schönste Blume,
Hat sie den Namen der Zufriedenheit —
Rein blühe sie so wie im Heiligthume,
In Deinem Herzen, fern von Haß und Neid;

So lebst Du reich beglückt der Kunst zum Ruhme,
Treu strebend nach dem Größten, was sie beut;
Ja, oft hast Du das hohe Ziel errungen,
Noch sind von deinem Zauber wir durchdrungen.

Es folgt Dir uns're Liebe, unser Segen,
Ein schönes Loos erblühe dem Geschick!
Nie schwinde es von Deinen Lebenswegen,
Geehrte, kehre bald einmal zurück!
Hamburg wird diesen Wunsch umsonst nicht hegen,
Ach, Dir folgt ja so mancher Sehnsuchtsblick,
Und wirst Du einst auf uns'rer Bühne prangen,
So werden wir Dich liebevoll empfangen.

A. H.

Auch die „Thalia" (1840, Nr. 30, S. 233 und 234) brachte eins von den vielen, gut gemeinten Gedichten:

Abschiedswort an Christine Enghaus
von A. E. Wollheim.

Was weint Dein Aug' — und uns'res netzt die Thräne,
Die Cheristanen-Perle, schmerzlich hold?
Du, reine Perle, warst uns werth, Du schöne
Vor Allen, die um ihrer Krone Gold
Geschlungen hat die heilige Kamöne. —
Weil diese eine Perle uns entrollt,
So laßt uns alle Perlen denn vergießen,
Die aus des Auges Trauer-Füllhorn fließen.

Durch leeren Schein nicht hast Du uns geblendet,
Und Seele schwang und Wort sich himmelwärts,
Wenn Du als Frankreichs Jungfrau, gottgesendet,
Als schottische Maria fromm Dein Herz
Der himmlischen Maria zugewendet;
Und bebt die Lippe auch im stummen Schmerz,
Hast Du uns doch ergriffen und bezwungen,
Denn stiller Gram spricht oft mit Donnerzungen.

Du Köhlerkind, Du weiße Lilie schmückest
Den hohen Saal des stolzen Percival;
Die Du der heil'gen Liebe Rosen pflücktest,
Dein Herz zerstechen ihre Dornen all';
Du gehst — indeß Du auf den Stolzen blickest,

Die stolze Ceder wankt, nah ist ihr Fall.
Du gehst: — zu schlummern unter den Cypressen,
Denn dort nur wohnt die Ruhe, wohnt Vergessen!
Drum hielten wir Dich, Priesterin! so gerne,
Die uns'rer Muse Tempelgluth bewacht.
Ach! von uns reißt Dich in die weite Ferne,
Die, Hamburgs Kunst so feindlich strenge Macht ...
Ein hell'res Licht wird strahlen Deinem Sterne,
Er selber kann nicht glühn in höh'rer Pracht,
Doch in der Sehnsucht Thränenregen brechen
Sich Strahlen, die vom Wiedersehen sprechen.

Der Dichter Dr. A. E. Wollheim war mit Hebbel bekannt, und dieser hat sicher vorstehendes Gedicht auch einst gelesen, ohne freilich zu ahnen, daß jene gefeierte Enghaus noch seine Gattin werden würde. (Über Wollheim vergleiche Briefwechsel VII, S. 82, 222, 228!)

[4]) Mit ihr zusammen trat damals in Altona in einem Konzert ihre Schwester Louise auf, die zwei Lieder hübsch vortrug, und an der die Kritik Stimme und Schulung lobte.

[5]) Vgl. die Laube-Briefe bei Lemmermayer und Kralik, Neue Hebbeldokumente (Schuster u. Loeffler, Berlin) S. 169—185!

[6]) In Nr. 31 vom Jahre 1840 seiner Zeitschrift bespricht Toepfer auf Seite 241 und 42 Hebbels „Judith" glänzend. Darin heißt es u. a.: „H.(ebbel) tritt vor uns mit einem Erstlingswerke und zwingt uns, ihm den Dichterkranz um die Schläfe zu winden, ihn zu begrüßen als einen der Auserwählten, welche die Muse mit der heiligsten Gluth der Liebe geküßt hat ... Diese Tragödie verdient nach meiner Überzeugung den Preis unter den neueren Erscheinungen dieser Gattung, und sie wird und muß dem talentbegabten Verfasser die Bahn brechen, sey es, auf welche Art immer!"

[7]) Hebbel aß sie seit seiner Jugend gern, vgl. darüber Tagbuch I, S. 295!

[8]) Aus Karls Ehe mit Eliza Maas gingen vier Kinder hervor: Olga, Alida, Christine und Karl.

[9]) Christine und Therese hatten noch eine jüngere Schwester Alida.

[10]) Es ist Bambergs Verdienst, daß Emil Kuh in die „Allgemeine deutsche Biographie" aufgenommen wurde. Ein mir vorliegender Brief beweist es. Was Bamberg aber über das Verhältnis der beiden Freunde geschrieben hat, ist an einer Stelle unrichtig. „Hebbel hat durch die schonungslose Aufrichtigkeit, die ihn auszeichnete, fast zerschmetternd auf

das dichterische Talent Kuh's gewirkt und hiervon ist bei letzterem ein Stachel zurückgeblieben, den er edel genug durch die umfassende Arbeit über Hebbels Leben und Schaffen abzustumpfen versuchte." (Bamberg in der „Allgem. deutschen Biographie, Band 17, S. 316 und 317.) Im Gegensatz dazu schreibt Kuh selber: „Ich bin den Göttern dafür dankbar, daß sie mir gerade so viel productives Vermögen verliehen haben, um ächte Poesie empfinden, verstehen zu können, und ich bin dem hingeschiedenen Dichter, dessen Leben ich beschreibe, neben manchem Andern auch dafür dankbar, daß meine Begierde zu producieren nicht aufgemuntert, sondern theils unwillkürlich, theils mit Absicht eingeschüchtert und zerstört hat." (An Gottfried Keller, Meran, den 27. November 1873.) Dieser Brief, wie überhaupt der ganze literarische Nachlaß Emil Kuhs ist in den Händen von Herrn Dr. Alfred Schaer, Zug (Schweiz), von dem wir erwarten können, daß er bald mit glücklicher Hand den Schatz zutage fördern wird.

[11]) Klaus Groth hat an der Biographie mehr mitgearbeitet, als man je erfahren hat. „... wirklich habe ich schon allein für seine Biographie, seine Jugendzeit, mehr gearbeitet, als auch vielleicht seine Witwe ahnt." (Groth an Schlömer, Kiel, den 1. 2. 1882.) Groth hat auch in den sechziger Jahren an der Herstellung einer abschriftlichen Sammlung von Hebbels Jugendgedichten für Kuh gearbeitet. Das Manuskript ist nach Groths eigener Mitteilung verloren gegangen. — Mit vielen andern war auch Bamberg mit Kuhs ehrlicher, unverhüllender Biographie nicht einverstanden. „Ich überzeuge mich leider täglich mehr, welch ein Unheil Kuhs Biographie angerichtet hat." (Bamberg, am 22. Febr. 1891 an Schlömer.) Gerade bei Hebbel, dem viel angegriffenen Menschen und Dichter, kann nur die ganze Wahrheit nützen. Jeder Mensch muß die Wahrheit vertragen können. Sobald man anfängt, zu vertuschen, macht man andere mißtrauisch, und öffnet Kombinationen und Vermutungen Tür und Tor.

[12]) Johann Hebbel, wie der Vater Maurer und Pantoffelmacher, war verheiratet mit Anna Holling aus Oldenborstel bei Schenefeld (Holstein). Johann starb am 16. November 1888 in Wesselburen, seine Frau kurz vor ihm.

[13]) Konrad Hebbel ist am 24. Dezember 1854 zu Reher bei Rendsburg geboren und lebt noch heute als einziger direkter männlicher Nachkomme des großen Dichters in Hamburg in bedrängten Verhältnissen. Es ist bedauerlich, daß für den einsamen, biederen Mann, dessen Frau schon lange tot ist, nichts geschieht.

Zu: Aus Hebbels Freundeskreis.

[1]) Bild und Schriftprobe in seinen „Poetischen Schriften", 3. Auflage, Kiel, Bünsow 1844.

[2]) Die Eisenbahnzeitung, zugleich Bergedorfer Wochenblatt, wurde herausgegeben von einem C. M. Ed, der mit Ida Boy-Ed verwandt ist. Ich habe zwei Jahrgänge davon in Händen gehabt, die auch novellistische Beiträge von der Schoppe brachten. In Nr. 98 vom 9. Dez. 1849 fand ich nun zu meiner Verwunderung einen bisher unbekannten Aufsatz über Hebbel, den ich hier doch trotz seiner Entstellungen mitteilen möchte.

Friedrich Hebbel.

Hebbel hat, so zu sagen, in Hamburg seine Carriere eröffnet; erst durch Amalie Schoppe, dann durch Julius Campe begünstigt, gelang es ihm, sich Bahn zu brechen*). Er hielt sich in Hamburg lange auf und knüpfte dort sogar eine Gewissensehe, von der Werke zeugen. Deshalb hat man an Hebbel in Hamburg viel Antheil genommen, auch dort, wo man an die übertriebenen Erwartungen von ihm nicht glaubte. Daß er daher so ganz und gar in Nichts zerfällt, thut auch denen Leid, welche die grotesken Gestalten seiner Stücke, ihren reellen Wahnsinn nicht schön finden konnten. In Wien, wo seine Frau, die Enghaus, ihn poussierte, sind alle Stücke mit jämmerlichen Eclat durchgefallen; trotzdem, daß bestochene Lobhudler sie vorher in den Himmel erhoben. Sein neuester Durchfall ist nicht der „Diamant", der bekanntlich auf der Bühne einen wirklichen Durchfall zur Ausführung bringt, indem einem Juden der verschluckte Diamant durch Abführungsmittel auf den Brettern, die die Welt bedeuten, abgetrieben wird, sondern das Lustspiel „Der Rubin", wo die Hauptintrigue darin besteht, daß ein alter Türke sich taub glaubt, weil er drei Jahre lang die Baumwolle, welche er Zahnschmerzen halber ins Ohr steckte, darin vergaß und wo ein Gauner den Khalifen fußfällig in den Fuß beißt. Sein „Trauerspiel in Sicilien" wird als ein völlig „blödsinniges Machwerk" bezeichnet. Hebbel war ein eminentes Talent, das zu Grunde ging, weil es mehr als ein Genie sein wollte, und in diesem Glauben von faden Schmeichlern oder kritiklosen Freunden bestärkt wurde. Die Lobhudelei hat ihn zur Überhebung, die Überhebung zum Sturz gebracht. Er ist aber noch so verblendet, sich für den größten Poeten und das Publicum nur für zu dumm zu halten, ihn zu verstehen

*) Vom Herausgeber gesperrt.

Er sprach seine Selbstvergötterung ziemlich dürr in dem von ihm redigierten Feuilleton der Wiener Zeitung aus. Die Strafe dafür konnte nicht fehlen; in der „Presse" erschien ein Gedicht, wo „Gott Hebbel" zum „dummen Publicum" also spricht:

Mein Vorfahr erschuf den Planeten:
Die Welt — den faulenden Klotz,
Ich aber (hört meine Propheten!)
Erschaff' eine neue zum Trotz.

Was soll mir Gesetz und Regel?
Gesetz und Regel bin ich!
Ich schaffe die Welt nach Hegel,
Und auch der Hegel bin ich!

Ich schaffe mein eignes Theater,
Mein eignes Publicum;
Das jetzige glaubt an Gott Vater
Und ist für mich viel zu dumm.

Das hat noch die alten Begriffe
Von Schönheit aus uralter Zeit;
Das stößt sich wund an dem Riffe
Der neuen Sittlichkeit.

Das Schöne von einst ist das Kranke.
Und schön das Häßliche nur;
Gefühl ist bei mir Gedanke,
Gedanke — die Unnatur.

Und wie ich schaffe, so richt' ich
Den alten Vater und Sohn;
Und wie ich richte, so dicht ich
In meinem Feuilleton.

Und ob auch der Mensch, der Laube,
Auf Sohn und Vater noch reis't,
Und ob es auch Niemand glaube:
Ich bin der heilige Geist!

Der heilige Geiſt, der ſich ſelber
Begreift — und auch das nur halb!
Die andern Poeten ſind Kälber —
Ich bin das goldene Kalb!

Der Aufſatz iſt mit einem * gezeichnet, wohl vom Redakteur.

Übrigens urteilten auch andere Hamburger Blätter ſo ſchlecht über den Dichter, z. B. Hamburger Beobachter 1850, Nr. 59, S. 235: „... Hebbel erregte durch ſeine erſten dramatiſchen Dichtungen große Hoffnungen, ſein ſchönes Talent hat ſich aber mehr und mehr in Unnatur und Ungeſchmack feſtgerannt, und jede neue Dichtung gab einen neuen Beleg, daß es mit ihm jählings bergab geht. Wir erinnern an die geniale „Judith" — „Genoveva" — „Maria Magdalena" — den widerlichen „Diamant" und „Herodes und Mariamne". Sein neuſtes verzwicktes Stück iſt auf dem wiener Burgtheater durchgefallen."

[3]) In Nachleſe I, S. 231 hat R. M. Werner einen Brief abgedruckt und Lehrer Eggers in Hamburg als Adreſſaten angegeben. Das iſt aber falſch. (Vgl. auch Briefwechſel IV, S. 64!) Das Schreiben iſt an Janinsky gerichtet und im Original auf der Hamburger Stadtbibliothek einzuſehen. — Das Gedicht „Die Polen ſollen leben" (Neujahrsnacht 1835) geht ſicher auf Anregungen zurück, die Hebbel durch den Verkehr mit Jahnens erhielt.

[4]) Der Direktor des Johanneums, der ja Hebbel ein Zeugnis verweigerte, war Carl Friedrich Kraft, Dr. phil. et theol. Im Tagebuche (I S. 64) wird noch ein Lehrer des Johanneums erwähnt. Krumm I, S. 39 vermutet Cremer, ſetzt aber im Regiſter noch ein Fragezeichen hinter den Namen. Bornſtein (II, S. 365, 321) ſpricht dieſelbe Vermutung aus. Ich kann beide beſtätigen. Johann Friedrich Auguſt Krämer, Dr. phil., war Profeſſor am Johanneum. Er war ein bedeutender Lehrer und wurde Oſtern 1834 Spezial-Direktor der vereinigten Vorſchule (2 Klaſſen) und Realſchule (3 Klaſſen). Vorher hatte Krämer ein „Privat-Inſtitut für Knaben" geleitet.

[5]) Die Schreibweiſe „Rendtorf" bei Kuh und Werner iſt falſch.

[6]) In der Krummſchen Ausgabe der Tagebücher fehlt die Stelle, offenbar, weil er nichts damit anzufangen wußte.

[7]) Seltſamerweiſe widerruft Bornſtein im 2. Bande, S. 339, die Anmerkung, daß Alberti in Rendsburg geboren und verbeſſert falſch in Friedrichſtadt. Die Erklärung zu der Briefſtelle: „Der junge Alberti in ſeinem Eisbärenneſt" (Bornſtein I, S. 382) iſt demnach auch unrichtig.

Hebbel meint mit „Eisbärenneſt" das in der Nähe der rauhen Nordſee gelegene Friedrichſtadt und nicht Rendsburg.

[8]) Hier hat Emil Kuh eine Aufzeichnung Hebbels aus ſpäteren Jahren benutzt, die in Lemmermayer und Kralik, Neue Hebbel-Dokumente, auf Seite 16 wörtlich abgedruckt iſt.

[9]) So erzählte mir Schlömer folgende Anekdote, die E. Kulke ihm einſt in Wien berichtet hat: Wenn im Hebbelſchen Hauſe Geſellſchaft geweſen iſt, hat der Dichter fortwährend das Wort geführt, und als er einſt bemerkte, daß währenddeſſen andere miteinander ſprachen, hat er auf den Tiſch geſchlagen und erregt gerufen: „Hören Sie denn nicht, daß ich ſpreche?"

[10]) Alberti gibt in dem mehrfach erwähnten „Eingeſandt" irrtümlicherweiſe Seite 975 an und von ihm übernommen auch Ed. Alberti in dem „Lexikon der Schleswig-Holſteiniſchen-Lauenburgiſchen und Eutiniſchen Schriftſteller", Kiel 1867, S. 335, Band I.

[11]) [12]) Vgl. Anmerkung 10! Damals gaben F. Niebour und Dr. L. Wienbarg die erwähnten Blätter heraus.

Regiſter.

Bemerkung: Die kleinen Ziffern neben den Seitenzahlen geben die betr. Nummern der Anmerkungen an.

A.

Adreßbuch, Hamburger 64, 65, 68, 69, 74, 75, 105, 126_{11}
Alberti, Eduard 106, 107, 113, 136_{10}
Alberti, Leopold 7, 47, 65, 66, 74, 105—114, 135_{7}
Albany 49, 124_{21}
Albertine (Eliſes Magd) 59, 71
Albrecht, Juſtizrat 41, 120_{19}
Allgemeiner Beobachter 127_{21}
Altona 90, 104, $118_{6\ 8}$, 119_{6}, 131_{4}
Amanda (Schwencke) 34, 35, 36
Amerika 41, 49, 50, 93, 106
Asmus 31
Aſſing, Arzt 23
Aſſing, Ludmilla 51, 119_{3}
Aſſing, Ottilie 20, 25, 48
„Aurora" 103
Aue 122_{21}
Auskunftsbureau der deutſchen Bibliotheken 117_{2}

B.

Bamberg, Dr. Felix 10, 11, 12, 55, 59, 62, 65, 74, 77, 78, 94, 110, 114, 119_{5}, 126_{15}, 127_{25}, 131_{10}, 132_{11}
Barbeck, Johann 108
Bartels, Adolf 124_{24}
Baumgarten, Frau 61, 65, 72
Beethoven 11
Behrend, Julius Heinrich Chriſtian 56, 125_{1}
Behrend, Maria Luiſe geb. Thiele 56, 125_{1}
Behrens ſiehe Behrend
Berger, Alfred von 78, 83
Berlin 56, 57, 65, 72, 89, 93, 101, 104, 129_{1}
Berliner Tageblatt 83
Bergedorf 119
Bergsdorf ſiehe Bergedorf
Berendſohn 103
Bieder, Theobald 42, 75, 127_{21}
Blankeneſe 120_{13}
Boitzenburg 100
Bornſtein, Paul 17, 20, 43, 51, 52, 62, 64, 65, 99, 102, 114, 117_{2}, 124, $125_{6\ 8}$, 126_{9}, $135_{4\ 6}$
Bote, ſiehe Dithm. u. Eid. Bote
Boyſen, Paſtor 118_{6}
Braunſchweig 87, 118_{8}
Brede, Ferdinand Julius 101—102
Brede, Laura (Frau) 102
Breetz 58
Bremen 40, 88

Breslau 129_1
Breslauer Zeitung 83
Brooklyn 51
Brockdorf 21
Brunsbüttel 47
Burgdorf, Frau 16, 118_7
Burg auf Fehmarn 20, 21, 119_1
Burgtheater 90, 93, 96
Burmester, J. G. 22, 23, 36, 37
Burmester, Lucie 24, 28
Bürger G. A. 21, 23, 39

C.

Calbe 58
Campe, Julius 42, 43, 72, 75, 78, 95, 104, 128_{27} 133_2
Carlos siehe Hebbel, Karl
Catharina (Amalies Wärterin) 21
Chamisso 23
Christian und Christian Friedrich siehe Hebbel, Christian Friedrich
Christian, Prinzeß 38
„Christliche Welt" 72, 127_{17}
„Chriemhilds Rache" 95
Claußen, Peter Andreas 7, 118_5
Columbus (Ohoi) 106
Cordes, Friedhofsdirektor 84
Curau 13

D.

Dahlström, Elias 11
Davoust 24
Daneville 124_{25}
Deckelmann, Philippine 51, 124_{25}
Demitrius 6
Deich siehe Stadtdeich
Deppermann et Ruschke 126_{15}
Dethlefsen, Rektor 16, 118_8
Dethlefsen, Friederike Christine geb. Jacobsen 16, 118_8
„Deutscher Dichterwald" 23
Dieckmann, D. 119_4
Dietrichstein, Graf 91
Dionysis Longinus 59
Dithmarscher und Eiderstedter Bote 106, 107, 119_4
Dithmarschen 2, 14, 99, 101
Doré, Adele 83
Dreyer, M. S. 21

E.

Eckernförde 120_{10}
„Echo" 111, 113
Eggers 135_3
Eiderstedt 118_8, 119_4
Eisenbahnzeitung (Bergedorfer) 42, 43, 101, 133_2
„Ein nächtliches Echo" 111, 114
Elisabeth (Maria Stuart) 90
Elitenbund siehe Gesellschaft der Eliten
Elmshorn 105
Engehausen, Enghaus, Christine, siehe Hebbel, Christine (Frau)
Engehausen, Louise 131_4
England 27, 103
Erfurt 39
Ernst, Otto 78
Eutin 120_{10}
Eunuch, Der 104
Evening Star, The 50

F.

Fahmern siehe Fehmarn
Fabricius, Demoiselle 67
Fehmarn 20, 23, 24, 41, 119
Feil, Antonie Dr. jur. 78
Fibre, de 102
Finnmarken 106

Frankl, L. Aug. 73
Frankreich 27
Franz (Briefe an Franz) 17, 61, 62, 99
Freischütz 89, 103
Frenssen, Gustav 3, 128$_{26}$
Friedrich-Hebbel-Stiftung 96
Friedrichstadt 106, 107, 108, 135$_{7}$
„Für ein Ringreiterfest" 114

G.

Gammrath, Maria 5
Garding 13, 117$_{2}$, 118$_{6}$
Genua 10
Gehlsen, Joachim 107
Georgine 32
Germany 50
Genoveva 59, 80
„Geschwister" 89
Gesellschaft der Eliten 103
Gerckens 33
Gießelmann, Molly 61, 125$_{8}$
Gießelmann (Vater) 61, 62
Glaser 73, 78
Glückstadt 13
Goethe 39, 91
Goetz, Adolf 83
„Goldenes Kreuz" 89
Gravenhorst, Friedrich Wilhelm 104, 105
Gregers, Julius 30, 120$_{16}$
Greßner, Jeß 24
Grösser 35
Groth, Klaus 3, 7, 96, 108, 117$_{2}$, 132$_{11}$
Grums, Franz 63, 76, 127$_{22}$
„Griseldis" 89, 90, 91
Gutzkow 41, 59, 60, 102
Gurlitt 74
Gymnasium, akademisches, siehe Johanneum

H.

Haizinger, Amalie 88
Harding, Zeichenlehrer 3
Hamburg 22, 23, 24, 32, 35, 40, 43, 45, 47, 48, 56, 57, 58, 61, 63, 66, 67, 68, 71, 75, 77, 78, 83, 88, 89, 90, 91, 93, 100, 102, 103, 105, 106, 109, 113, 114, 124$_{4}$, 125$_{6}$, 129$_{1}$
Hamburger Beobachter 46, 129$_{3}$, 135
Hamburger Correspondent 47, 66, 75, 107, 110, 113
Hamburg-Eimsbüttel 78
Hamburger Nachrichten 20, 42, 77, 103
Hamberge 39, 120$_{10}$
Hameln 23
Hammer, Advokat 21, 37
Hammer, Advokat, Frau, 37, 38
Hammer, Probst 29, 35, 119$_{1}$
Hammrich 118$_{6}$
Hannover 56
Hansen, Johann 6
Harburg 67
Harris, G. 89
Hartwig und Müller 121$_{20}$
Harvestehude 83, 128$_{29}$
Hebbel, Antje (Mutter) 4, 6, 7, 8, 10, 14, 15, 16, 17, 54, 67, 73, 79
Hebbel, Christian Friedrich 2, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 16, 17, 20, 22, 25, 40, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 50, 51, 52, 54, 55, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66,

67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 79, 80, 81, 83, 87, 89, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 99, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 113, 114, 117, 117$_{2\ 3}$, 118$_{4\ 5\ 8}$, 119$_{1\ 4\ 6}$, 120$_{14\ 18\ 19}$, 121—24, 125$_4$, 126$_{9\ 13}$, 127$_{17\ 18\ 22\ 23\ 24}$, 128$_{28}$, 131$_{7\ 10}$, 132$_{11}$, 133$_2$
Hebbel, Christine (Frau) 10, 16, 52, 54, 73, 74, 76, 77, 81, 87—97, 127$_{18}$, 129$_2$, 130, 133$_2$
Hebbel, Christine (Tochter) siehe Kaizl, Frau
Hebbel, Christian (Vetter) 4, 117$_1$
Hebbel, Friedrich Ernst 63, 70, 72, 73, 80, 127$_{18}$
Hebbel, Friedrich Maximilian 63, 68, 69, 71, 73, 80, 102, 125$_3$, 127$_{16}$
Hebbel, Karl 75, 76, 92, 93, 131$_8$
Hebbel, Klaus (Vater) 3, 4, 6, 7, 8, 15, 62
Hebbel, Johann 7, 11, 17, 46, 47, 60, 67, 91, 95, 97, 132$_{12}$
Hebbel, Konrad 97, 132$_{13}$
Hedewigenkoog 6
Hedde, Th. 114
Heiligenhafen 21
Herder 39
Heiberg, Johann Ludwig 117$_2$
Heine, Carl 42
Heidelberg 66, 104, 105, 110
Hellberg 60, 68, 104
Hemme 14
Herr Haidvogel 126$_9$
Heyse, J. C. A. 58
Hocker, Wilhelm 65, 99—101
Hochberg, Bolko von 96
Hoffmann und Campe 104 (siehe auch Campe, Julius)
Holck, Graf 38
Horsten, Kandidat 117$_2$
Hoopte 67

J.

Janinsky, A. R. E. 25, 59, 69, 102, 119, 122$_{21}$, 135$_3$
Jahnens, Peter David 102, 103
Jessen, Willers 120$_{10}$
Jena 21, 48, 120$_{10}$
Johanneum 26, 104, 105, 135$_4$
Josephstadt (Wien) 92
Judith 59, 60, 90, 91, 127$_{23}$, 128$_{27}$, 131$_6$
Jupiter Pluvius 108
Iduna 25, 28, 29, 31, 33, 40, 103, 120$_9$, 121—24, 125$_4$
Ilmenau 20
Italien 27

K.

Kaizl, Dr. Alfred 93
Kaizl, Alida 131$_9$
Kaizl, Christine 93, 94, 131$_9$
Kaizl, Frau 77, 93
Kaizl, Therese 93, 131$_9$
Kayserś Bücherlexikon 117$_2$
Kellinghusen 21, 22, 23
Keller, Gottfried 132
Kerner, Just. 23
Kiel 13, 14, 24, 100
Kisting 65
Kitzerow 129$_2$
Kleist, H. 91
Knauer, Ernst 51
Kopenhagen 38, 118$_3$
Köchy, Dr. 88
Krafft, Curt Friedrich 135$_4$

Krämer, Dr. (Arzt) 71
Krämer, Johann Friedrich August 135$_4$
Krohn, Rektor 10
Krumm, Hermann 20, 78, 101, 102, 119, 124$_{23}$, 126$_9$, 127$_{23}$, 135$_4$
Kruse, Margaretha Elis. 12
Kuh, Angelo von 73, 127$_{20}$
Kuh, Emil 4, 5, 16, 20, 21, 42, 44, 47, 48, 49, 55, 58, 60, 64, 73, 78, 94, 102, 103, 104, 106, 108, 114, 119$_5$, 120$_8$, 131$_{10}$, 132$_{11}$, 135$_4$, 136$_8$
Kulke, E. 136$_9$

L.

Langereihe 58, 69
Laube, Heinrich 91
Laura siehe Brede, Frau
Leezen 54, 55
Lemmermayer und Kralik 118$_9$, 131$_5$, 136$_8$
Lensing, Caroline Maria geb. Behrend (Elises Mutter) 55, 57, 58, 62, 70, 77
Lensing, Elise 41, 54—84, 109, 125$_{3\ 4\ 8}$, 126$_{11\ 13}$, 127$_{15\ 17\ 19\ 22\ 25}$, 128$_{28}$
Lensing, Friedrich (Elises angeblicher Mann) 76
Lensing, Johann Friedrich Arnold (Elises Vater) 55, 56, 59, 63
Lensing, Katharina Maria geb. Lau 56
Lensing, Stadtchirurgus 76
Lenzen 55, 56, 57, 58, 63, 125$_{1\ 3\ 5}$
Lexikon Hamburg. Schriftsteller 105, 119$_4$
Lexikon Schlesw.-Holst. Schriftsteller 21
„Liebeserwachen" 111
Literarische Gesellschaft 84
Literarische und Kritische Blätter der Börsenhalle 100, 103, 111, 113
Longgrove 106
Lorentzen, Dr. Carl 78
Lotz, Hans Georg 129$_1$

M.

Maas, Eliza 131
Magdeburg 55, 56, 57, 58
Maria Magdelena 59
Maria Stuart 90, 91
Mau, J. F. 24, 119$_6$
„Maskenzug" 101
Mecklenburg 56, 100, 105, 129$_1$
Meldorf (Meldorp) 4, 117
Meldau, J. H. 45, 46, 121$_{21}$
Metzler 39
Michler J. M. 14
Miller, Luise 88
Modeblätter siehe Neue Pariser Modeblätter
Mohr, C. F. 13
Molly siehe Gießelmann
„Morgenblatt" 23, 113
Moritz 125$_8$
Möhring 3, 4, 5, 6
Möller, Bürgermeister 119$_6$
Möller, Schuhmacher 11
Möllmann, F. 57
Möricke 114

N.

„Nächtliches Echo" siehe „Ein nächtliches Echo"
Neue Hebbeldokumente 118$_9$, 131$_5$
Neumann 23
Neumann, Dr. Alfred 78

Neue Pariſer Modeblätter 25, 28, 29, 34, 40, 42, 44, 45, 102, 113, 121$_{21}$
Neue freie Preſſe 88, 134$_{2}$
Neuenkirchen 114
„Neujahrs-Mährchen" 101
New York 49, 51, 103, 106, 124$_{24}$
Ney, Heinrich 61, 62, 75
Ney, Madame 127$_{23}$
Nibelungen 95, 117$_{2}$
Niebour, H. 136$_{12}$
Niedernſtraße 125$_{8}$
Nordiſche Mythologie 117$_{2}$

O.

Ohlsdorf 78
Ohoi 106
Oldesloe 54, 106
Ording 119$_{4}$
„Originalien" 103
Orleans, Jungfrau von 88
Ottenſen 68, 126$_{11\ 13}$
Ottens, Kirchſpielvogt 10, 12

P.

Paris 79
„Pariſer Taugenichts" 89
„Pariſer Modenblätter" ſiehe „Neue Pariſer Modeblätter"
Patow, Carl Wilhelm 105
Patow, Johann Otto Wilhelm 105
Petersdorf 21
Peißner 49, 52, 124$_{23}$
Peiſſow ſiehe Peißner
Phölke ſiehe Thölcke
Pinnow 56, 125$_{5}$
Ploen 29
„Poetiſcher Almanach" 23
Popp, Frau 67
Poppe, Theodor 105
Portsmouth 106
Prechtler 91
Pulverteich 75, 127$_{15}$

R.

Ramdor, Leopold ſiehe Alberti, Leopold
Raſchke ſiehe Ruſchke
Ratzeburg 23
Reflector and Democrat, The 50
Reinhardt, Lina 103
Reinbeck 119$_{1}$
Rendtorff, Otto 105
Rendsburg 106
Ries, Kammerherr 29
Riga 93
Rinow 125$_{5}$
Rittershauß, Johann Georg Emil 26—40, 44, 120$_{10}$
Rittershauß, Ullrike 29
Roeſſel, E. W. 56
„Roeſſelſche Verſchreibung" 57, 125$_{6}$
Roohrt, Johann 58
Rom 55, 71
Rotherbaum 83, 128$_{29}$
Rouſſeau 22
Rousseaus Confessions 59
Ruſchke, Madame 70, 126$_{15}$
Ruſchke, Theodor Egmont 126$_{15}$

S.

Sagrado-Sdrauſina 94
Schaer, Dr. Alfred 132
Schleswig 11, 77, 117$_{2}$
Schleswig-Holſtein 54, 96
Schleswig-Holſtein. Provinzialberichte 13

Schleswig-Holstein. Hauskalender 107
Schleusingen 120_{10}
Schlömer, Frau Dr. Sophie 10
Schlömer, Hugo 11, 12, 52, 55, 59, 60, 67, 74, 77, 78, 92, 94, 95. 114, $127_{19\ 23\ 25}$, 132_{11}
Schlüter, Schuster 117_1
Schoppe, Amalie 16, 20—52, 60, 63, 65, 74, 99, 100, 101, 102, 10,3, 109, 113, 117_2, $119_{1\ 6}$, $120_{9\ 18\ 20}$, 133_2
Schoppe, Alphons Eduard 24, 26, 30, 36, 39, 39, 41, 49, 52, 124_{15}
Schoppe (Schuppe), Friedrich Heinrich 23, 24, 40
Schoppe, Julius Karl 24, 26, 27, 30, 38, 39, 40, 41, 120_{12}
Schoppe, Karl Adalbert 24, 26, 30, 35, 38, 39, 40, 120_{12}
Schmidt, F. L. 88
Schowalter, A. 127_{17}
Schröder, H. Dr. 105, 119_4
Schulz, Johann Simon 57
Schubart, A. M., siehe Hebbel, Mutter
Schülp 7
Schütz, Ludwig Claußen 63, 69, 72, 126_{14}
Schwencke, Musikdirektor 35
Sendschreiben 124
Sendomir 6
Shenectady 49, 50, 51, 124_{22}
Soltau, Leonhard 30, 39
Sohn, Friedrich 11, 12
Sohn, Georg 5, 11, 12
Spaldingstraße 127_{22}
Spilhaus, K. S. 30
Stadtdeich 33, 58, 59, 61, 62, 65, 67, 68, 69, 120_{14}, $126_{9\ 13}$
„Stadt Hamburg" 108
Steinbeck 29, 35, 119
Steinstraße 125_8
Steiner, Minna 49
Stelle, Oberpfarrer 125_5
Steindamm 70, 76
Stettin 102
Stoeßel siehe Roessel
St. Georg 63, 68, 77
St. Georger-Begräbnisplatz 55, 70 76, 78, 128_{28}
St. Georger-Kirche 70
St. Georger-Leichenregister 76, 127_{24}
St. Pauli 101
Stuttgart 49
Stützerbach 20
Sülfeld 106
„Sünders Erwachen" 111
Suphan, B. 77

T.

Tarnow, Fanny 24
Tecklenburg 59
Terentius 104
Tellinghusen 117_2
Thalia 89, 90, 129_2, 130
Theremin 23
Thon, Redakteur 51
Tine siehe Albertine
Thölcke, Frau 65, 126_{10}
Thölcke, Johann Friedrich 65
Titi siehe Christine Hebbel (Tochter) und auch Kaizl, Frau
Toepfer, Carl 89, 91, 129_1, 131_6
Toni 88
Tönning 119_6
Tramburgs Erben siehe Meldau

U.

Uhde, Hermann 129_{1}
Utica 52
Union College 50

V.

Valparaiso 93
Varnhagen, Rosa Maria 23, 119_{13}
Varnhagen, von Ense 23, 119_{13}
„Vorwärts" 114
Volckmar, Friedrich Carl Adolf 4, 9, 15, 117_{2}
Volckmar, Friedrich Carl Wilhelm 13
Volckmar, Magdal. Dorothea geb. Förtschen 13
Volckmar, Georgius 14
Volckmann und Volckmarck siehe Volckmar
Voß, Johann 41, 51, 52, 120_{20}

W.

Wandsbek 24, 63, 69, 102
Wankegau 106
Wacker, G. 114
Warnow 125
Werner, Karl 78
Werner, Richard Maria 4, 8, 22, 23, 42, 51, 52, 54, 55, 58, 60, 61, 68, 70, 71, 76, 77, 78, 99, 101, 104, 105, 106, 107, 111, $119_{1\ 4}$, 120_{12}, 124_{1}, 124_{23}, $125_{4\ 6}$, 126_{9}, $127_{21\ 23}$, $135_{3\ 5}$
Wesselburen 6, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 16, 42, 56, 62, 79, 97, 99, 107, 108, 117_{2}, 118_{8}
Weslingburen und Wesselbuhren siehe Wesselburen
Weimar 55, 77
Weiß, Witwe 61, 64, 126_{9}
Weise, Friedrich Wilhelm 20, 21, 22, 37
West-Priegnitz 55, 56
Westfalen 59
Weise, Frau (Amalies Mutter) 21, 22, 28, 29, 32
Wienbarg, Dr. L. 136_{12}
Wien 10, 63, 67, 72, 73, 74, 75, 89, 91, 92, 93, 103, 127_{18}, 134_{2}
Wilhelm II. 96
Winterhude 41, 120_{11}
Winserbaum 101
Wincheſter 124_{25}
Wöhrden 5, 15
Wolff, Dr. 77
Wolfenbüttel 117_{1}
Wollheim, Dr. A. E. 131
Wolzogen, Karoline von 48
Wulff, F. B. J. 14
Württemberg, König von 43

Z.

Zander 56
Ziese, Johann Jacob Arndt 56, 57, 58, 62, 63, 69, 70, 77, 125_{8}, 128_{28}
Ziese, Frau (Elises Mutter) siehe Lensing, Caroline Maria
Zeiß, Dr. 78
„Zurücksetzung" 89

Hebbel, Christian Friedrich 188720 LG.
Author Janssen, Albrecht H443 .Yj
Title Die Frauen rings um Hebbel.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU